Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 3. Dezember 1932 Nummer 23

Inhalt

Advent . . . . . Karl Hansen
Adventspredigt von der Einfalt . . . . . Martin Rade
Die evangelisch-lutherische Landeskirche Rumäniens Oskar Wittstock
Das Erwachen der Farbigen und die christliche Mission. Erste Hälfte . . . . . Wilhelm Mensching
Gespräch über die Oxford-Gruppen-Bewegung . . . Adolf Keller
Der päpstliche Friedensvermittlungsversuch 1917 Heinrich Hermelink
Siebenstern und Heliandkreuz . . . . . Ulrich Bahrs
Zu den sieben Sternen . . . . . Emma Müllenhoff
Heinrich Braun . . . . . Carl Anders Scharbau
Deutschland vor der Reformation . . . . . Richard Breitling
Siegfried von der Trenck . . . . . Heinrich Spiero

Bücher und Schriften – Geschichten zum Nachdenken – Chronik
Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Eine neue Schriftenreihe

Dichter der Gegenwart geben in Novellen Lebenshilfe für unsere Zeit

Deutsche Menschen sprechen in Rundgesprächen über deutsche Schicksalsfragen

Die erste Reihe umfaßt 7 Bändchen / Einheitliche Geschenkausstattung nach Entwurf von Joh. Boehland / Umfang je 3 bis 4 oder 5 bis 6 Bogen / Preis in hübschem Pappband je 1.30 RM. oder 1.90 RM.

DIE ERSTEN SIEBEN BÄNDE:

1. Rundgespräch: Die Ungeborgenen

Teilnehmer (voraussichtlich): Friedrich Gogarten, Paul Alverdes, Fritz Künkel, Hermann Herrigel, Max Picard. — Umfang 48 Seiten, geb. 1.30 RM. Erscheinungstermin ca. 1. II. 33

2. Iwan Schmeljow:
Der Bericht eines ehemaligen Menschen

Novelle. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Iwon Iljin; aus dem Russischen übersetzt von Dr. Arthur Luther. — Umfang 100 Seiten, gebunden 1.90 RM. Soeben erschienen

Die erste wirkliche Dichtung, die die europäischen Gewissen gegen die bolschewistische Welt zu alarmieren vermag, nicht aus politischen, sondern aus innermenschlichen Gründen.

3. Hans Grimm: Was wir suchen, ist alles

Drei Novellen. Umfang 80 Seiten, gebunden 1.90 RM. Soeben erschienen

Drei Frühnovellen des Dichters vom „Volk ohne Raum", dreimal steht die innere Verpflichtung gegen die äußeren Verhältnisse, dreimal behält sie den Sieg.

4. Rundgespräch: Politik statt Religion?

Teilnehmer (voraussichtlich): Paul Althaus, Hans Blüher, Leopold Dingräve, Ernst Jünger, Alfons Paquet. — Umfang etwa 48 Seiten, geb. 1.30 RM. Erscheinungstermin ca. 15. I. 33

5. Hildur Dixelius: Die Überwältigten

Vier nordische Novellen. — Umfang 48 Seiten, gebunden 1.30 RM. Soeben erschienen

Die Dichterin des großen evangelischen Romans „Sara Alelia" berichtet von vier Menschenschicksalen, die in die wahre „Geborgenheit" des Glaubens einmünden.

6. Gerhard Menzel: Was werden wir dann tun?

Zwei Novellen. — Umfang 64 Seiten, gebunden 1.30 RM. Erscheinungstermin ca. 1. II. 33

7. Agnes Miegel: Der Vater

Drei Blätter eines Lebensbuches — Umfang 48 Seiten, gebunden 1.30 RM. Soeben erschienen

Die große ostpreußische Dichterin spricht mit der Wärme und Herzlichkeit innerster Beteiligung über drei schicksalhafte Etappen auf dem Lebenswege ihres Vaters. Ein Dokument tiefer Verbundenheit mit einem vorbildhaften Leben.

Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz

Neuerscheinungen 1932

MARTIN BUBER

Königtum Gottes, broschiert 7.50, Leinen 9.50 / Zwiesprache, kart. 2.—, Leinen 3.— Kampf um Israel, kart. 4.—, Leinen 5.50 Die Legende des Baalschem, Leinen 2.85. Frühere und in Vorbereitung befindliche Werke finden Sie in dem jetzt erschienenen

BUBER-PROSPEKT

und

GESAMTVERZEICHNIS

die wir anzufordern bitten. Soeben erschien ferner:

DIE SCHRIFT

zu verdeutschen unternommen von Buber und Rosenzweig Band XII „Das Buch Jecheskel", Pappe 4.25. Subskriptionspreise etc. bitten wir anzufordern.

SCHOCKEN VERLAG BERLIN SW 19

Soeben erschien

GEORG RENDL

Darum lob ich den Sommer

Geschichte einer Liebe

Klein-Oktav. In Leinen RM 3.80, kartoniert RM 2.90

An einem der schönen Seen des Salzkammerguts spielt Georg Rendls neue Erzählung. Ein junger Gelehrter treibt in dörflicher Abgeschlossenheit seine Studien, die ihn mit den Geschöpfen der Natur, mit Insekten und Blumen verschwistern. Ebenso einsam und naturnahe wie er lebt dort ein Mädchen in einem Gebirgsdorfe. Leidenschaftliche Neigung führt den Städter und das Landkind zusammen. Zwischen Mittwinter und Herbstbeginn leuchtet ein Bergsommer auf, übermächtig groß in Fülle und Vollendung, ein menschliches Schicksal einbeziehend in sein Kommen und Gehen.

Georg Rendls im Frühjahr erschienener Roman fand bei der Kritik überall größte Anerkennung

Vor den Fenstern

Roman. In Leinen RM 4.80

Ein Werk der Erschütterung, das unvergänglich im Sinn haften bleibt und weitertönt. Nur ein großer Dichter konnte dieses Hohelied unserer Zeit dichten, konnte so viel Bitternis ohne Bitterkeit gestalten. Georg Rendls Dichtung wächst aus der Unmittelbarkeit der Erdnähe. (Hans Margulies im Wiener Tag)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART UND BERLIN

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 23 — Gotha, 3. Dezember 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Advent [Sp. 1057] — Adventspredigt von der Einfalt [Sp. 1057] — Die evangelisch-lutherische Landeskirche Rumäniens [Sp. 1059] — Das Erwachen der Farbigen und die christliche Mission [Sp. 1063] — Gespräch über die neue Oxford-Gruppen-Bewegung [Sp. 1069] — Der päpstliche Friedensvermittlungsversuch 1917 [Sp. 1073] — Siebenstern und Heliandkreuz [Sp. 1076] — Zu den sieben Sternen [Sp. 1077] — Heinrich Braun [Sp. 1082] — Deutschland vor der Reformation [Sp. 1088] — Siegfried von der Trenck [Sp. 1090] — Bücher und Schriften: Die Briefe des Neuen Testaments (Pfäfflin); Biblische Geschichten des Neuen Testaments (Busch); Bibelland (Sick); Jesusstätten (Schneller); Heinrich Julius Holtzmann (Bauer); Deutsch-nordisches Jahrbuch (Georgi); Frauen von heute (Scheffen-Döring); Vom heimlichen Leben zwischen Mutter und Kind (Laxmann-Kinzelmann); Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung (Lauterburg); Feierstunden auf dem Lande (Lauterburg); Handbuch der deutschen evangelischen Kirchenmusik (Ameln u. A.); Ermatinger Tagebuch; Das Notlicht Gottes (Jaeger); Der verborgene Gott (Müllenhoff); Weihnachtsgeschichten (Christaller); Vom fröhlichen Geben (Schweikhardt); Weihnachtsgeschichten (Kolbenheyer); Die Ebene (Bockemühl); Wunder der Weihnacht (Bockemühl); Aufgehellte Nacht (Kirschweg); Kristin Lavranstochter (Undset); Die Mädchen vom Marienhof (Supper); Die Magd des Jürgen Doskocil (Wiechert); Porta nigra (Kneip); Bruder Lucifer (Andres); Geschichten vom Großvater Ledderhose (Hesselbacher); Hafen binnen (Lobsien); Frauen und Mönche (Kallinikow); Frau Abt und ihr Reich (Kallinikow); Die schöne Gräfin Cosel (v. Ompteda); Moselfahrt aus Liebeskummer (Binding); Rätsel der Gobi (Hedin); Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt (Wegener); Der Herr der Herde (Mukerdschi); Die Löwen am Kilimatui (Fönhus); Lusch wird eine Persönlichkeit (Arnheim); Müllerstraße (Rewald); Der ewigen Heimat Lichterschein (Becker-Oswalt); Zwölf Bilder zum Vater Unser (Richter); Der vergnügte Theologe (Haas); Kalender für 1933 [Sp. 1092] — Geschichten zum Nachdenken [Sp. 1102] — Chronik [Sp. 1102] — Verschiedenes: Laberthonnière; Rettet das Weihnachtsfest [Sp. 1104] — Versammlungskalender [Sp. 1104] — Anzeigen

Advent

Stille werde unser Herz,
daß es lausche deinem Kommen!
Schweige, Klang von Stein und Erz!
Gott wird schweigend nur vernommen.

Schweigend wird er nur vernommen.
Leere Herzen wird er füllen,
die sich ihm entgegenstrecken,
deren Flehen wird er stillen.

Stille werde unser Herz!
Gott wird kommen, uns begegnen,
Friede bringen, Fried' und Freud',
uns mit seinen Händen segnen.

Karl Hansen

Adventspredigt von der Einfalt

...und lobeten Gott mit Freude und einfältigem Herzen und hatten Gnade bei dem ganzen Volk.
Apg. 2, 47.

Nun wollen wir dem lieben Weihnachtsfest entgegengehen, Gott lobend und mit einfältigem Herzen.

Wer denkt, wenn ich das sage, daran, daß das Wort „einfältig" eine ~~festliche~~ Bedeutung und einen ~~festlichen~~ Gebrauch haben kann? Ich muß eigens daran erinnern. Aber warum tue ich es? Damit sein guter goldener Sinn um so leichter aufblühe in unserm Herzen.

Die Erinnerung an Jesus und sein „Werdet wie die Kinder!" muß uns zu Hilfe kommen. Tausendfach ist jene Geschichte erzählt und gedeutet worden mit wechselnder Deutung, eine zarter und sinniger als die andere — immer wieder kehrt man wie selbstverständlich zu der Erkenntnis zurück, daß Jesus nichts andres meinen kann als dies: einfältig wie die Kinder.

Dann regt sich auch immer wieder die triviale Nikodemus-Weisheit: „Kann man auch wiederum..." Joh. 3, 21. Aber es handelt sich um keinen unnatürlichen Prozeß. Auch nicht um die Erweckung sentimentaler Sehnsucht: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein" — und dann wären wir eben bei der Kinderweihnacht, lieben süßen Erinnerungen, Herbeiwünschen von etwas Unwiederbringlichem, im besten Fall entschlossener fröhlicher Teilnahme an der Freude der Kinder von heute, eigener oder fremder. Sondern richtiger Advent soll es sein. Ein Zukommen, Ankommen, Kommen, ein Werden, Wachsen, Wundererleben — wie das der Zustand für die Kinder vornehmlich ist — empfangend empfangen — „umfangend, umfangen — aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater!"

Die erste Naivität ist für uns Erwachsene dahin. Sie kommt nicht wieder. Aber eine andre ist möglich. Sie ist zu haben. Sie ist da, wenn wir dem Zuge des Vaters, dem Rufe des Sohnes folgen: „Zeuch mich, o Vater, zu dem Sohne, auf daß Dein Sohn mich wieder zieh zu Dir!"

Zwischen dieser und jener Einfalt liegt ein Leben von tausend Möglichkeiten. Es muß nicht sein, wie bei dem „verlorenen" Sohn, daß man eine Zeit lang „sein Gut umbrachte mit Prassen" und dafür dann „seinen Bauch füllen mochte mit Trebern, die die Säue aßen". Aber daß der Sohn einmal herausmußte aus dem Vaterhause, das war gut: man sieht es an seinem Bruder. Das Paradies der Kindheit ist nicht für immer. Man soll es sich und Andern nicht künstlich verlängern. Einmal muß doch das Kind aufhören, „an das Christkind zu glauben". Und es ist mit das Große an der Theologie, daß sie jene erste Naivität gründlich zerstört. Sie sei dazu da, sagte einmal einer, „die Seelen zu gefährden". Im allgemeinen besorgt das die Jugendzeit von selbst, hier aber, wo es richtig geht, geschieht es gründlicher, mit großem Ernste. Und das ist gleichsam „stellvertretendes Leiden"; man soll sich dem nicht entziehen, sondern selig sein in seiner Not. Es gibt ein „Glück der Entfernung", d. h. man erfährt ganz erst, was man hat, daran, daß man es einmal nicht hat. Aber man muß es nur wiedergewinnen, wiederhaben — sonst freilich!

Und nun gibt es eine Einfalt, die ist das dritte Stadium. Versunkenes steigt wieder empor, Verlorenes wird von neuem beschert. Man merkt, das Beste hatte man ja gar nicht, als man damals ein Kind war. Alles ist neu im Kommen: kommendes Heil, kommender Heiland, kommender Gott. Durch Kämpfe, durch Leiden, durch Prüfungen, durch Zweifel hindurch gehts aus der verlorenen kindlich-kindischen Einfalt hinein in eine reife, reiche, besinnliche, festgegründete, unverlierbare Einfalt. Man hört das Glöckchen klingen, man hört das „Ihr Kinder, kommt herein!", man sieht schon den Baum brennen — aber da ist ein andrer Ton und ein andrer Schein.

* hässliche

Laß die Deinen noch auf Erden
Ganz nach Deinem Herzen werden,
Mache Deine Kinder schön,
Abgeschieden, klein und stille
Sanft, einfältig wie Dein Wille,
Und wie Du sie gern willst sehn.

R

Die evangelisch-lutherische Landeskirche Rumäniens

Das achtzigste Geburtsfest des Bischofs Friedrich Teutsch, das unter lebhaftester Beteiligung weitester Kreise gefeiert wurde, und seine an demselben Tage erfolgte Amtsniederlegung hat die Aufmerksamkeit wieder auf die Gemeinschaft hingelenkt, der er seit einem Vierteljahrhundert vorstand. Es ist die evangelische Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien. Sie gehört zweifellos zu den interessantesten Formen kirchlicher Organisation in Südosteuropa. Hier seien die grundlegenden Wandlungen kurz dargelegt, die der Ausgang des Weltkriegs für sie in seinem Gefolge hatte und die in erster Reihe dank der einsichtigen Führung durch den Jubilar erfolgreich überstanden wurden.

Als Friedrich Teutsch im Herbst des Jahres 1906 durch einmütige Wahl das Bischofsamt übertragen wurde — er übernahm es als zweiter Nachfolger seines Vaters Georg Daniel Teutsch, der diese Würde ebenfalls über fünfundzwanzig Jahre bekleidet hatte —, wurde er an die Spitze einer kirchlichen Organisation gestellt, deren Entwicklung sieben Jahrhunderte umspannt. Die Anfänge der Landeskirche Siebenbürgens gehen in die ersten Jahrzehnte der Besiedlung des „Königsbodens" durch deutsche Kolonisten zurück, die von den ungarischen Herrschern ins Land gerufen worden waren (1141 bis 1161). Der goldene Freibrief, den König Andreas II. (1224) den deutschen Siedlern ausstellte, räumte ihnen weitgehende Privilegien ein, in erster Reihe wurde ihnen das Recht gewährt, ihre Pfarrer frei zu wählen, den Zehnten ihren Pfarrern und nicht dem Bischof zu entrichten, und die kirchliche Gerichtsbarkeit durch ihre Dechanten ausüben zu lassen. Auf dieser rechtlichen Grundlage, die durch die Jahrhunderte kraftvoll gehütet wurde, entwickelte sich ein kirchliches Eigenleben von großer Selbständigkeit, von jeher durch einen sehr starken demokratischen Zug gekennzeichnet. Ihm blieb die Einrichtung des Patronates, der in andern Ländern in erster Reihe adligen Grundherrn zustand, völlig unbekannt. Ein freies Bürger- und Bauernvolk, das keine Leibeigenschaft unter sich aufkommen ließ, trat hier unter Führung des Kronstädter Stadtpfarrers Honterus zu Luthers Lebzeiten und in den nächsten drei Jahrzehnten vollzählig zu den Lehren der Wittenberger Reformatoren über, die es in den folgenden Jahrhunderten oft unter Einsatz all seiner Kräfte zu verteidigen hatte. Eine Reihe ausgezeichneter Landesgesetze, die der Landtag Siebenbürgens unter Mithilfe der Sachsen schuf, die berühmten „Approbaten" und „Compilaten" (1653, 1669) machten Siebenbürgen zu einer Zeit, als das deutsche Mutterland noch unter den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte, zu einer Heimstatt der religiösen Toleranz, indem staatsrechtlich den vier Konfessionen der Katholiken, der Calviner, der Lutheraner und der Unitarier völlige Gleichberechtigung zuerkannt wurde. Ferner wurde ihnen volle Autonomie zugesichert, für die Regelung der innern Ordnung der Kirche weitestgehende Freiheit eingeräumt, die durch keinerlei Vorrechte des Fürsten eingeengt wurde. Die Einrichtung eines Summepiskopates des Landesherrn hat Siebenbürgen nie gekannt und es darf wohl behauptet werden, daß dieser Umstand die Entwicklung des kirchlichen Lebens sehr günstig beeinflußt hat.

Das Jahr 1867 bedeutete für die Donaumonarchie den Ausgangspunkt einer neuen staatsrechtlichen Entwicklung. Franz Josef schloß seinen Frieden mit den Führern der Ungarn, deren Revolution im Jahre 1848 ihn fast um den Thron gebracht hätte. Es kam der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zustande, durch den das neue politische System des Dualismus eingeführt wurde. Die östliche Reichshälfte erhielt nicht nur ein eigenes Ministerium und eine eigene parlamentarische Vertretung, sondern auch vollständige Selbständigkeit in der Rechtspflege, Steuerpolitik und Verwaltung. Im darauffolgenden Jahre wurde Siebenbürgen, das bis dahin in der Reihe der Kronländer der Monarchie als Großfürstentum eine selbständige Rolle gespielt hatte, Ungarn angegliedert. Der 43. Gesetzartikel ex 1868, durch welchen die Union ausgesprochen wurde, verfügte, daß alle die Gesetze Siebenbürgens, durch welche die durch Jahrhunderte geschützte Religionsfreiheit dieser Provinz verbürgt worden war, in Geltung blieben; ferner wurde den oben aufgezählten Kirchen ihre Autonomie garantiert, ja sie wurde auch auf die griechisch-orientalische und auf die griechisch-katholische (mit Rom unierte) Kirche ausgedehnt. Schließlich brachte der bedeutsame 43. Gesetzartikel des Jahres 1895 eine neue staatsrechtliche Verankerung der Religionsfreiheit.

Auf dieser günstigen historischen Grundlage entwickelte sich die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in längstgewohnten Bahnen bis zum Zusammenbruch der Monarchie. Dieser zwang unsere Volks- und Glaubensgenossen im fernen Karpathenland zu einer völligen Umstellung. Im Dezember 1918 besetzten die Truppen König Ferdinands I. von Rumänien endgültig Siebenbürgen, während die ungarische Regierung in Budapest die von der Front zurückflutenden Truppen heimschickte, wobei der Kriegsminister Lindner verkündete: Ich kenne keine Soldaten mehr. Bald darauf riß die unter Führung Bela Kuns stehende Kommunistische Partei die Herrschaft in Ungarn an sich, das viele Monate hindurch die Schrecknisse des roten Terrors über sich ergehen lassen mußte. Zufolge dieser die bisherige staatsrechtliche Situation von Grund aus umstürzenden Ereignisse war die sächsische Nation in Siebenbürgen, deren Söhne mit den Gliedern der lutherischen Kirche dieses Landes identisch sind, zu einer vollständigen Neuorientierung genötigt. Hierzu sah man sich veranlaßt angesichts der Feststellung, daß es für die Nachkommen jener Kolonisten, die zum Schutz der Krone ins Land gerufen worden waren, eine Absurdität bedeutete, zu einer kommunistischen Regierung, die obendrein vor der grausamsten Blutherrschaft nicht zurückschreckte, sich zu bekennen. Vor allen Dingen aber zwang dazu die Befürchtung, daß das Viertelmillionenvölkchen der Sachsen, das überall mit den Rumänen Haus an Haus wohnt, im Falle eines Bürgerkriegs leicht hätte aufgerieben werden können. Endlich verschloß man sich nicht der Einsicht, daß die Vereinigung der Siebenbürger Rumänen, die 57% der Bevölkerung dieser Provinz ausmachen, mit ihrem Mutterland einen mit Naturnotwendigkeit sich vollziehenden, großen historischen Vorgang darstellt, dem sich entgegenzustemmen nutzloser Widerstand gewesen wäre. Aus diesen Erwägungen heraus sprach sich der politische Zentralausschuß der Siebenbürger Sachsen, der am 8. Januar 1919 in Mediasch tagte, für den Anschluß an das erweiterte Rumänien aus. Diese hochbedeutsame Erklärung, durch welche die Stellung der rumänischen Delegierten auf der Pariser Friedenskonferenz wesentlich gestärkt wurde, überreichte eine Deputation dem König Ferdinand I. in Bukarest, der in seiner Erwiderung gelobte, für die Freiheit von Kirche und Schule sich einzusetzen, wobei er aussprach, Siebenbürgen möge mithelfen, Rumänien zu einem westlichen Staat zu machen.

Durch den Umsturz war der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen die Rechtsgrundlage, die sich durch Jahrhunderte bewährt hatte, genommen worden; ihre Führung sah sich vor die ungemein schwierige Aufgabe gestellt, im Einverständnis mit den maßgebenden staatlichen Faktoren eine neue zu schaffen. Diese wichtige Arbeit ist nach Ueberwindung so manchen bedeutenden Widerstands und nach jahrelangen Vorbereitungen unter Leitung des Bischofs Friedrich Teutsch erfolgreich durchgeführt worden. Sie hat ihren bleibenden Niederschlag in der „Kirchenordnung der ev. Landeskirche A. B. in Rumänien" gefunden, die am 16. April 1927 von König Ferdinand und Kultusminister Goldis die Bestätigung erhielt. Durch sie wird die uralte gesetzliche Verbindung zwischen Kirche und Schule aufrechterhalten, denn ihre Bestimmungen verfügen, daß auch

in Zukunft die Schulen unserer Volksgenossen in Siebenbürgen von den Kirchengemeinden zu verwalten und zu erhalten sind. Ferner hat der synodal-presbyteriale Grundcharakter, der für diese Landeskirche von jeher in erster Reihe kennzeichnend war, durch die Neuordnung eine wesentliche Vertiefung erfahren. Diese tritt vor allen Dingen in einer Demokratisierung des kirchlichen Wahlrechts in Erscheinung, derzufolge unter anderem auch den Frauen aktives und passives Wahlrecht zuerkannt wird.

Eine ungemein bedeutsame Neuerung der umgestalteten Kirchenverfassung ist in der paragraphenmäßig vorgesehenen Möglichkeit zu erblicken, kirchliche Organisationen von Glaubensgenossen, die außerhalb Siebenbürgens ihren Wohnsitz haben, in den Verband der Landeskirche aufzunehmen. Zu dieser kirchenregimentlichen Maßnahme gaben die konfessionellen Verhältnisse im neugegründeten Großrumänien Veranlassung. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß eine ganze Anzahl kirchlicher Verbände durch die soeben vorgenommenen neuen Grenzziehungen von ihren bisherigen Zentralen abgeschnitten worden war, so daß sie sich gezwungen sahen, nach irgendeinem Anschluß Ausschau zu halten.

Den hieraus sich ergebenden Aufgaben wandte Bischof Teutsch von jeher seine volle Aufmerksamkeit zu. In der 27. Landeskirchenversammlung, die im August 1919 in Hermannstadt zusammentrat, verkündete er in seiner Eröffnungsrede: „Sofern diese Gruppen und Gemeinden es wünschen, wird die Landeskirche es für selbstverständlich halten, mit ihnen in nähere Berührung zu treten. Die Frage aber kann nur in der Weise gelöst werden, daß das Gefüge unserer Landeskirche nicht im geringsten gelockert wird und sie der feste Kern bleibt, um den die andern, mit vielfach anderen Einrichtungen sich gliedern. Wir müssen es als eine von Gott gestellte Aufgabe ansehn, die uns in dem Augenblick erwächst, wo wir kaum mehr für uns zu sorgen in der Lage sind." Der erste Schritt wurde von Bukarest aus unternommen, wo der „Synodalverband der deutsch-evang. Gemeinden an der untern Donau" seinen Sitz hatte, der 14 Gemeinden und 36 Filialen umfaßte. Abgesehen von der Gemeinde Bukarest, die auf eine rund 250jährige Vergangenheit zurückblickt, sind fast alle Gemeinden des Altreichs nach dem Jahre 1880, und zwar zum Teil in großen Zeitabständen, gegründet worden. Die Wichtigsten sind: Jassy (um 1770), Craiova (1835), Galatz (1840), Atmagea in der Dobrudscha (1848), Braila (1865), Constanza (1883), Câmpina (1907) und Ploesti (1909), letztere beide im Petroleumgebiet. Eine Anzahl kleinerer Gemeinden, die zum größten Teil in der Moldau liegen, werden durch einen Reiseprediger pastoriert. In nahezu allen diesen Gemeinden herrscht, was die Volkszugehörigkeit ihrer Mitglieder anbelangt, größte Mannigfaltigkeit. In fast allen finden wir außer Siebenbürger Sachsen Oesterreicher, Reichsdeutsche, Schweizer, in manchen Holländer und Skandinavier. Die im Altreich wohnhaften Glaubensgenossen leben zum überwiegenden Teil in den namhafteren Städten; dörfliche Siedlungen finden sich ausschließlich in der Dobrudscha, wo nach dem Russisch-Türkischen Krieg deutsche Kolonisten, die zum größten Teil aus Südrußland stammten, Dörfer gründeten. Ihre Nachkommen, heute rund 7000 Seelen, dürfen trotz der dort herrschenden Rechtsunsicherheit ansehnliche wirtschaftliche Fortschritte verzeichnen, so daß sie für die gesamte Bevölkerung dieser Provinz, die sich aus Bulgaren, Rumänen, Türken und Tataren zusammensetzt, beispielgebend dastehen. Sämtliche evangelischen Gemeinden des Altreichs unterstanden dem Berliner Oberkirchenrat, ausgenommen die Bukarester, deren Belange durch die Schutzmacht Schweden vertreten wurden, bis daß diese durch Preußen und Oesterreich abgelöst wurde. Sowohl der Berliner Oberkirchenrat als auch die beiden Schutzmächte befürworteten den Anschluß an die Landeskirche der Glaubensgenossen in Siebenbürgen. Der endgültige Zusammenschluß erfolgte auf Grund eines Gesetzes, das von der 28. Landeskirchenversammlung im Jahre 1920 angenommen wurde. Seine wichtigsten Bestimmungen verfügen: Das Dekanat Bukarest ist ein Kirchenbezirk der evangelischen Landeskirche, dessen Gemeinden freigestellt wird, sich von der Kirchenordnung der Siebenbürger Glaubensgenossen abweichende Satzungen zu geben, für die aber die Genehmigung durch das Landeskonsistorium einzuholen ist. Dem Dekanat wird die entsprechende Vertretung in den höchsten kirchlichen Institutionen, in der Landeskirchenversammlung und im Landeskonsistorium zugebilligt. Den Gemeinden wird das Recht der freien Pfarrerwahl eingeräumt, die Ordination ihrer Geistlichen vollzieht der Bischof der Landeskirche, ihre Amtseinsetzung vollzieht der Dechant. Das Landeskonsistorium sichert dem Dekanat Hilfe und Schutz in allen den Fällen zu, wo es gilt, die Interessen einer der Gemeinden gegenüber den Uebergriffen einer Behörde zu verteidigen, oder wo es sich um die Erlangung einer Staatsunterstützung handelt. Aus dem vollzogenen Anschluß haben die Glaubensgenossen des Dekanats Bukarest folgenden namhaften Vorteil gezogen: Vor der Vereinigung besaßen die dortigen Gemeinden nicht das Recht der juristischen Person; unter nichtigen Vorwänden wußten die rumänischen Gerichte ihnen dieses immer aufs neue vorzuenthalten. Auf Grund der neuen Kirchenordnung, unter deren Schutz man sich gestellt hatte, wurde die Qualifikation zur Rechtsfähigkeit erworben. Nach erfolgtem Zusammenschluß, dessen Durchführung vor allem dem Bukarester Dechanten Rudolf Honigberger und dem dortigen Kurator Dr. med. Adolf Frank zu danken ist, nahm Bischof Teutsch eine Visitation der evangelischen Gemeinden des Altreiches vor, auch derjenigen der Dobrudscha. Allüberall wurde das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den höchsten Gütern in diesem Gebiet ausgesprochener Diaspora, das heute 17 764 evangelische Seelen zählt, nachhaltig gestärkt.

Zur gleichen Zeit erfuhr die Landeskirche eine nicht unwesentliche Gebietserweiterung gegen Westen, wo im Banate, dessen größere Hälfte durch die Pariser Friedenskonferenz Rumänien zugesprochen worden war, eine Anzahl Gemeinden gezwungen waren, die Verbindung mit ihren bisherigen Führern endgültig aufzugeben. Daher entschlossen sich sechs evangelische deutsche Gemeinden und vier slowakische, die früher dem ungarischen Montandistrikt angehört hatten, unter die Obhut der Landeskirche sich zu stellen. Der Anschlußvertrag, in dem die Schaffung des Kirchenbezirkes Temeschburg (18 448 Seelen) ausgesprochen wird, weist im großen und ganzen dieselben Bestimmungen auf, die mit den Gemeinden des Altreichs vereinbart worden waren. Auch hier handelt es sich zum Teil um Diasporahäuflein, die schwer um ihren Bestand ringen. Dieses trifft z. B. auf die Städte Lugosch und Karanschebesch und auf den bekannten Bergwerksort Reschitza zu. Die Visitationsreise, die im Frühling 1922 den Bischof in Begleitung des Landeskirchenkurators Friedrich Walbaum in den angegliederten Bezirk führte, hat hier die Entschlossenheit, an Glauben und Volkstum festzuhalten, gestärkt.

Die 29. Landeskirchenversammlung (1921), die obigem Gebiets- und Seelenzuwachs Rechtskraft verlieh, genehmigte auch den Anschluß der Gemeinden der Bukowina an die Organisation der Siebenbürger Glaubensgenossen. Das Bukowinaer Seniorat unterstand der galizischen Superintendentur, deren vorgesetzte Behörde der Oberkirchenrat in Wien war. Den Zusammenhang mit ihnen aufrechtzuerhalten erwies sich als Unmöglichkeit, so daß nach anfänglichem Schwanken auch die neun Gemeinden dieser Provinz samt ihren 27 Filialen sich entschlossen, in den Verband der Landeskirche sich aufnehmen zu lassen. Auch hier gilt der Grundsatz, daß der Bezirk für die eigenen Bedürfnisse selbst aufzukommen hat, daß aber für die Zentralverwaltung ein Beitrag abzuliefern ist. Das Recht, die Kandidaten des geistlichen Amtes selbst zu prüfen, hat sich das Seniorat bis auf weiteres vorbehalten. Die Gemeinden (21 283 Seelen), deren Anfänge auf Kolonisationsbestrebungen Josef II. zurückgehen, sind durchwegs arm und wesentlich vom Gustav Adolf-Verein erhalten worden.

Schließlich gab es auch im Nordosten des vergrößerten Rumäniens wesentliche Teile eines evangelischen Glaubensverbandes, die sich zu einer Neuorientierung gezwungen sahen. Es waren dieses 105 Gemeinden mit augenblicklich 69 056 Seelen

in Bessarabien, die unter dem Petersburger Generalkonsistorium gestanden hatten. Durch die neue Grenzziehung ging die Verbindung mit ihm und auch mit der untern Behörde, mit der Ersten Südrussischen Propstei, endgültig verloren. Es galt eine neue Organisation ins Leben zu rufen, diese wurde durch den Zusammenschluß der zehn evangelischen Kirchspiele dieser Provinz zur evangelisch-lutherischen Landeskirche Bessarabiens geschaffen. Sie erwarb die Rechte einer juristischen Person und nachdem dieser Erfolg im neuen Staate errungen worden war, wurden Verhandlungen mit der siebenbürgischen Landeskirche aufgenommen. Diese führten zum Abschluß eines Vertrages (1921), durch den zwischen den beiden Organisationen eine Verbindung hergestellt wurde, die aber viel lockerer ist als der mit den Banater und altrumänischen Gemeinden herbeigeführte Zusammenschluß. Es geht dieses mit in erster Reihe daraus hervor, daß der Oberpastor, der oberste Geistliche der bessarabischen Glaubensgenossen, befugt ist, Ordinationen vorzunehmen, Kirchen einzuweihen und die Kandidatenprüfungen in seinem Bezirk zu leiten. Er hat Disziplinargewalt, wenn es Streitigkeiten zwischen Angestellten und Gemeinden zu regeln gilt. Die evangelische Kirche Bessarabiens setzt sich aus deutschen Bauerngemeinden zusammen, deren Gründer um 1800 teils aus den russischen Wolgakolonien, teils aus Württemberg einwanderten. Die dortige Glaubensrichtung weist altlutherischen Charakter auf, mit dem sich so mancher Zug pietistischen Wesens vereinigte; kein Wunder daher, daß in den schwäbischen Gemeinden besonderer Wert auf Kirchenzucht gelegt wird.

Ich habe versucht, zu zeigen, welch gewaltige Wandlungen der Zerfall der Donaumonarchie für die Landeskirche Siebenbürgens im Gefolge hatte, und anzudeuten, welch schwierige Aufgaben hiedurch für sie heraufgeführt wurden. Es heißt nun in den kommenden Jahren alle Möglichkeiten auszunützen, um die Beziehungen zu den Gemeinden der angegliederten Bezirke zu vertiefen. Siebenbürgen muß hierbei führen; von den 366 000 Angehörigen der Landeskirche kommen 244 000 auf die Siebenbürger Sachsen. Die allgemeine Wirtschaftslage Rumäniens und die spezielle Situation der Landeskirche, die durch die Kroneneinlösung, durch Zeichnung von Kriegsanleihen und durch eine skrupellose Agrarreform Milliarden eingebüßt hat, erschwert die Durchführung dieses Werkes aufs äußerste. Aber allen Widerständen zum Trotz wird es kraftvoll weitergeführt werden von der Gemeinschaft der hierzu Berufenen unter ihrem neuen Führer, dem Bischof D. Viktor Glondys. Möge an seinem künftigen Lebenswerk sich ein Lieblingswort seines Vorgängers erfüllen: „Des Herrn Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte."

Kronstadt Oskar Wittstock

Das Erwachen der Farbigen und die christliche Mission

1. In Nordamerika

Vor wenigen Jahren nahm ich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika an einer Weltkonferenz teil. Am Eröffnungsabend sprach je ein Vertreter jedes Erdteils. Für Afrika sprach ein schwarzer protestantischer Pfarrer aus Sierra Leone. Nach meinem Urteil war seine Rede die beste des ganzen Abends. Er schloß mit den Worten: „Afrika hat die Gestalt eines Fragezeichens. Afrika fragt die Völkerwelt: Was wollt ihr mit uns machen? Afrika hat die Gestalt eines Ohres. Afrika lauscht in die Völkerwelt hinaus: Was wollt ihr mit uns machen? Und bedenkt dies eine: Eure Taten reden lauter als eure Worte!" Zwei Tage später wollte ich mit diesem schwarzen Kollegen noch etwas besprechen, suchte ihn aber überall vergeblich. Schließlich fragte ich einen muhammedanischen Inder nach ihm. Dieser entgegnete: „Wissen Sie denn nicht, was mit ihm geschehen ist? Er hat hier nirgends ein Unterkommen finden können, weil er ein Neger ist! Darum ist er wieder abgereist!" Und dann fügte er ein paar Worte hinzu, die sich mir unvergeßlich eingeprägt haben: „Ja, so sind Sie weißen Christen! Einen Hund und eine Katze jagen Sie nicht aus Ihrem Hause heraus, wohl aber einen christlichen Mitbruder, wenn er eine andere Hautfarbe hat." Das geschah in einem betont „christlichen", kirchlichen Kurorte, wo uns jeden Morgen Posaunenblasen weckte, und wo jede Versammlung mit Gesang, Gebet, Segen oder ähnlichen kirchlichen Formen eröffnet und geschlossen wurde. Ein schwarzer protestantischer Pfarrer aber, ein Akademiker, Delegierter eines Weltkongresses, offiziell als solcher begrüßt, konnte in keinem der christlichen Hotels Aufnahme finden. Und das in einem Staate des Nordens, wo die Rassenspannung längst nicht so scharf ist wie in den Südstaaten. Es hieß da, man könne den Neger nicht aufnehmen aus Rücksicht auf ein paar Weiße aus dem Süden. Der indische Muhammedaner aber, der dies Verhalten beobachtet hatte und mir in jener Weise davon berichtete, hatte in seinem Heimatlande auf Gandhis Aufruf hin sein Leben aufs Spiel gesetzt, um seine islamischen Glaubensgenossen von Unduldsamkeiten gegenüber Hindus, Angehörigen einer anderen, feindlichen Religion, zurückzuhalten.

Etwa eine Woche später nahm ich in Harlem, dem Negerviertel von Neuyork, wo nahezu eine Viertel Million Neger wohnen, an einem anderen großen Kongreß, dem vierten allafrikanischen, teil. Negerführer aus Nord-, Mittel- und Südamerika und Afrika waren dort mit einigen Gästen aus Japan, China, Indien, der Türkei und etwa drei Weißen aus Europa und Amerika versammelt. Wir hörten manches über das Erwachen und Gären unter den Farbigen, hier besonders unter den Negern, das vor allem mit dem Weltkriege eingesetzt hat. Da sagte ein schwarzer Gewerkschaftsführer unter anderem in seinem Berichte: „Die Rassenverachtung ist der Bumerang, der jetzt auf die weiße Rasse zurückschnellt."

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung farbig. Es sind vor allem Neger, Nachkommen der einst aus Afrika nach Amerika verschleppten Sklaven, und zahllose Mischlinge. Auch der sogenannte Oktoroon, unter dessen acht nächsten Vorfahren ein Farbiger war, und dem man vielleicht nichts Neger- oder Indianerhaftes oder Asiatisches ansieht, gilt als Farbiger. Obwohl seit dem amerikanischen Bürgerkriege und der Aufhebung der Sklaverei vor rund 70 Jahren alle Bürger in den Vereinigten Staaten auf dem Papiere gleiche Rechte haben, sind den Farbigen doch, vor allem in den Südstaaten, den ehemaligen Sklavenhalterstaaten, die Bahnwagen, die Schulen, die Gaststätten usw. der Weißen verschlossen. Auch die Kirchen der Weißen, wenigstens die protestantischen, sind größtenteils dem Farbigen verschlossen, obwohl auch in ihnen die Paulusworte verlesen werden: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Herr." Es gibt sogar besondere Aufzüge „Für Personen" und andere „Für Fracht und Nigger". Allerlei Klauseln verwehren in Einzelstaaten auch den Farbigen das Wahlrecht usw. Zu den grausigsten Auswirkungen des Rassenhasses aber gehört das Lynchen. Bevor ich nach Nordamerika kam, glaubte ich, mit Lynchen bezeichne man plötzliche Affekthandlungen des aufgeregten Mobs. Dann aber übergab man mir eines Tages dort eine Zeitung, die mit dicken Schlagzeilen am Kopf bekanntgab: An dem und dem Abend werden drei bis sechs Neger lebendig verbrannt. Ein weiterer Zeitungsaufsatz mit der Ueberschrift „Zoll für Zoll geröstet" schilderte in solcher Ausführlichkeit, daß ich es hier nicht wiederholen mag, wie man die Qual des langsam verkohlenden Negers möglichst verlängert und seine Versuche, seinen Tod zu beschleunigen, verhindert hatte. Ich sah auf der Photographie einer Lynchung, daß sich unter der Zuschauermenge eine beträchtliche Anzahl weißer Frauen und Kinder befanden. Vor 150 Jahren haben in Europa die Hexenprozesse aufgehört, vor 100 Jahren in Indien die Witwenverbrennungen. Jetzt geschieht es nur noch um des Rassenhasses willen unter weißen Christen in Nordamerika, daß Lebendigverbrennen von Menschen zum Schauspiel gemacht wird, was in dem wildesten heidnischen Stamme nicht mehr vorkommt. Keine Partei im Parlament der Vereinigten Staaten hat es gewagt, ein Gesetz gegen das Lynchen durchzubringen. Vielmehr finden sich immer wieder Abgeordnete, die dies Kampf-

mittel gegen die Andersfarbigen offen oder verhüllt bejahen oder gar anerkennen. Die Zahl der Lynchungen nahm immerhin ständig ab, doch seit dem Beginn der großen Wirtschaftskrise, die die Neger besonders trifft, steigt sie wieder.

Eine junge schwarze Studentin aus den Vereinigten Staaten erzählte uns einmal von all den Demütigungen, die ihr immer neu widerführen, wie sie von der Tram fortgewiesen oder — gestoßen würde, wie ihr Vater sich in guter Geschäftslage ein Haus erworben hätte, dies aber mehrmals hintereinander in die Luft gesprengt worden sei, wie ihr Vater aber keinen Rechtsanwalt fand, der sich der Sache des Schwarzen annahm usw. Ihre früheste Erinnerung war die an eine Negertreibjagd in ihrem Stadteile. Damals habe die Mutter das Haus verriegelt und ihr, dem vierjährigen Kinde, ein Gewehr gegeben mit den Worten: „Nun schießt du, solange du kannst, wenn sie hier einbrechen wollen; aber die letzte Kugel ist für dich selbst."

Seit dem Weltkriege haben sich die amerikanischen Neger vielfach mit der Waffe in der Hand zur Wehr gesetzt. In manchen amerikanischen Städten sind seitdem richtige Straßenschlachten zwischen Weißen und Farbigen geschlagen worden, bei denen Hunderte umgekommen sind und Militär eingesetzt worden ist. Vor dem Weltkriege geschah das nicht. Der Weltkrieg hat in Nordamerika durch zwei Umstände einen „neuen Neger" geschaffen. Viele Farbige waren als amerikanische Soldaten in Frankreich, lernten dort auf Weiße schießen und erfuhren ein ganz anderes Verhalten der Weißen ihnen gegenüber als in der Heimat. Die französischen Offiziere und Soldaten behandelten sie durchaus als Kameraden, und die Zivilbevölkerung nahm sie nicht anders auf. Frankreich, Spanien und Portugal haben ja nie jene Kluft zwischen Weißen und Farbigen gekannt, wie sie etwa bei den Angelsachsen bestand. Die heimkehrenden amerikanischen Negertruppen aber empfanden alle Demütigungen der Heimat nun besonders erniedrigend und setzten sich kampfbereit zur Wehr.

Noch wichtiger war vielleicht der andere Umstand: Während des Krieges hatte die amerikanische Industrie größte Aufträge, aber keine billigen Arbeitskräfte aus Europa. Da holte man die Neger in die Fabriken. Sie waren bislang meist rückständige Landarbeiter in den Südstaaten gewesen. Jetzt wanderten Hunderttausende in die Industrie des Nordens, wo das Bürgerrecht der Farbigen nicht so, wie in den Südstaaten durch Klauseln und durch soziale Aechtung zunichte gemacht wird. Als die weißen Gewerkschaften zuerst die Aufnahme von Negern ablehnten, bildeten sich bald Negergewerkschaften, die vielfach sehr linksradikal wurden, zumal die Farbigen bei den Wandlungen des Arbeitsmarktes, vor allem beim Eintritt der Krisen, immer am härtesten betroffen wurden. Hier fand der Kommunismus günstigen Boden. Vor allem aber drängten Scharen von Negern in die Schulen und Hochschulen. Heute findet man in jeder größeren Stadt des Nordens schwarze Akademiker, Künstler und erfolgreiche Geschäftsleute. Es ist einfach erstaunlich, was sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Beziehung die nordamerikanischen Neger geleistet haben. Sie waren vor 70 Jahren noch fast ganz mittel- und bildungslose Sklaven. Sie haben seitdem immer mit den schwersten Hemmungen zu kämpfen gehabt. Sie sind eine kleine Gruppe. Um so erstaunlicher ist die verhältnismäßig hohe Zahl der Menschen mit wirklich hoher Bildung unter ihnen. Mit Achtung und Ehrfurcht denke ich an manche schwarze Frauen und Männer zurück, die ich in Harlem kennengelernt habe. Dort haben sich die Neger ein Zentrum geschaffen, das teilweise sehr schöne Straßenzüge hat, das an die hundert Kirchen enthält, von wo Negerzeitungen in Englisch, Französisch und Spanisch in alle Teile Amerikas und Afrikas gehen, und wo die Fäden von den Führern ihrer Rasse und ihrer Bundesgenossen unter den anderen Farbigen und auch unter den Weißen, darunter auch Sowjetrußland, zusammenlaufen. Die nordamerikanischen Neger sind der Vortrupp des Negertums auf der ganzen Welt. Das ist ihre besondere Bedeutung. Das erwachende Afrika sieht auf sie.

Wie das anfangs erwähnte Beispiel aus dem Kurorte des Nordens zeigte, sind aber auch die hochstehenden Neger selbst im Norden immer wieder schmerzlichen Zurücksetzungen ausgesetzt. Aus geringsten Anlässen haben sie sogar nicht selten mit Mißhandlungen und Lebensgefahr zu rechnen. Immer wieder werden auch von der amerikanischen breiten Oeffentlichkeit den Farbigen bittere Kränkungen zugefügt. So erweckte es einen großen Entrüstungssturm, als Frau Präsident Hoover eine Negerin zum Tee eingeladen hatte. Dann traten der amerikanische Kongreß und die Presse großenteils hemmungslos für den Marineleutnant Massie ein, der in Hawai mit seiner Schwiegermutter und ein paar Matrosen zusammen einen Farbigen auf widerlichste Art ermordet hatte. Er wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und begnadigt zu einer Stunde Aufenthalt beim Gouverneur. Vor kurzem hat die negerfeindliche Stimmung öffentlich sich wieder für das sehr summarische Todesurteil über eine Schaar halbwüchsiger Negerjungen eingesetzt. Alle diese Dinge aber werden, soviel ich sehe, unter den Farbigen aller Welt mehr beachtet als von uns Weißen.

2. In Afrika

Besonders enge Beziehungen bestehen zwischen den nordamerikanischen Negern und denen in Westindien und Westafrika. Ich lernte in Harlem Dante Bellegarde aus Haiti kennen, der als einziger Neger in der Völkerbundsversammlung sitzt, und einen eingeborenen Fürsten der Goldküste, der in London bei der englischen Regierung vorstellig geworden war und jetzt zu den amerikanischen Negern kam, um ihre Hilfe zu erbitten. Viele Westafrikaner haben auf den Negeruniversitäten und Hochschulen der Vereinigten Staaten studiert, wie z. B. der berühmte Dr. Aggrey von der Goldküste, der besonders viel dazu getan hat, daß das Schulwesen seines Heimatlandes bis zur Krönung durch die Universität in Achimota ausgebaut wurde. Zahlreiche westafrikanische Eingeborene haben höhere und selbst akademische Bildung, meist in den Vereinigten Staaten erworben. Viele haben hohe Stellungen im Regierungsdienste oder in der Wirtschaft inne. Teilweise ist sogar der Großhandel und die Verschiffung in ihren Händen. Manche haben weiße Angestellte und Untergebene. Vor ein paar Jahren wurde auch die erste Westafrikanerin Aerztin. So haben in den letzten Jahrzehnten die Neger auch in Westafrika ebenso staunenswerte Fortschritte in wirtschaftlicher wie kultureller Beziehung aufzuweisen wie in Nordamerika.

Westafrika war Jahrhunderte hindurch das Hauptjagdgebiet des europäischen Sklavenhandels, der Millionen von Eingebornen nach Amerika verschleppte und mindestens fünfmal soviel umbrachte. Westafrika war auch ein Hauptabsatzgebiet für den Schnaps und Schund der Weißen, und das ist es leider zum Teil noch heute. Albert Schweitzer hat sich in Westafrika gegen die dortigen verheerenden Krankheiten eingesetzt und zur Wiedergutmachung und Sühne der weißen Christen an den Farbigen aufgerufen. Seine Schriften enthalten Beispiele dafür, wie das Land entvölkert und zugrunde gerichtet ist.

Dieses Westafrika aber ist, wenigstens soweit es britisch ist, seit der Unterdrückung des Sklaven- und Waffenhandels so aufgeblüht, daß es jetzt nahezu die Hälfte alles Kakaos der Welt und viele andere wertvolle Güter erzeugt und von der Weltwirtschaftskrise vielleicht am wenigsten ergriffen worden ist. Der Boden ist in den britischen Kolonien fast ganz in den Händen von schwarzen Bauern, die ihn höchst sorgsam, fleißig und ertragbringend bebauen.

In den französischen, belgischen und portugiesischen Kolonien des tropischen Afrika liegen die Verhältnisse etwas anders. Weiße Siedlung kommt um des Klimas willen auch dort nicht in Frage. Aber große Länderstrecken sind im Besitz von Konzessionsgesellschaften. Diese haben freilich ungeheure Gewinne erzielt: Im Kongostaat erntete eine Gesellschaft in der ersten Zeit von 40 000 Pfund Sterling Stammkapital in vier Jahren 736 000 Pfund, eine andere von 9000 Pfund Stammkapital in sechs Jahren 720 000 Pfund. Hand in Hand aber ging damit eine Ent-

völkerung, die vielleicht noch schlimmer war als in den Jahrhunderten der Sklavenjagden.

Herr Louwers gab auf dem zweiten belgischen Kolonialkongreß 1926 an, die Bevölkerung des belgischen Kongo sei seit der Besitzergreifung um 30 bis 40% zurückgegangen. Andere sagen sogar, die Hälfte der Bevölkerung sei umgekommen. Herr Louwers aber wies darauf hin, daß im angrenzenden französischen Aequatorialafrika 63% der Bevölkerung verschwunden seien. Solches ungeheuerliche Massensterben ist hervorgerufen durch militärische Handlungen, ferner durch Verschleppung von Seuchen und schließlich durch Zwangsarbeit. Ein Massensterben infolge kriegerischer Handlungen hat im größten Ausmaß der Weltkrieg über Afrika gebracht. Es handelt sich dabei keineswegs nur um die Toten der Gefechte. Zu meinen furchtbarsten Erinnerungen gehört, was ich im Weltkriege in Innerafrika an Trägersterben gesehen habe. Wir sind damals ein Vierteljahr ohne Heim durch Busch und Steppe geirrt. Wir hatten schon große Not, für die wenigen Eingeborenen, die wir zum Tragen unserer Sachen brauchten, immer Lebensmittel und Wasser zu finden. Die Truppen aber brauchten für den Transport von Verpflegung, Munition und Kriegsmaterial Hunderttausende von Trägern. Diese wurden aus ihren gesunden Wohngebieten vielfach in Fieber-, Hunger- und Durstgegenden hineingetrieben und sind dort zu Tausenden umgekommen. Ich habe die Leichen, vom Steppenbrande angekohlt oder von wilden Tieren angefressen, daliegen sehen. Und wenn keine Männer mehr zu haben waren, nahm man Frauen. Ein mir befreundeter Missionar begegnete im Kongourwalde langen Zügen von Frauen, die Munitionskisten auf dem Kopfe und Säuglinge auf dem Rücken trugen und vielfach noch ein Kind an der Hand führten. 3000 von ihnen sollen an einem Orte der kongolesisch-deutschen Grenze in wenigen Tagen umgekommen sein. Ein anderer Missionar aus Kamerun berichtete mir noch grauenhaftere Einzelheiten über das Leiden der dort zum Trägerdienst gepreßten Frauen. Und Albert Schweitzer deutet in seinem Buche „Zwischen Wasser und Urwald" auch an, welche Scharen von Menschen, ohne Begeisterung in den Krieg getrieben, ruhmlos und elend an den Urwaldpfaden umkamen. Solches Massensterben hat aber nicht erst der Weltkrieg nach Afrika gebracht. Die Hereros im früheren Deutsch-Südwestafrika waren z. B. in sechs Jahren bis auf die Hälfte weggestorben, die Hälfte der Hottentotten in der gleichen Kolonie in 16 Jahren.

Keine Krankheit fordert heute vielleicht so viel Todesopfer von der Menschheit wie die Schlafkrankheit. An der Kongomündung erschien sie erstmals 1861, breitete sich dann mit dem Vordringen des europäischen Handels unaufhaltsam über das riesige Stromgebiet und weiter aus, durchbrach im Weltkriege wieder alle Schranken, die gegen sie errichtet waren, und scheint heute mit dem Ausbau der Autostraßen noch schneller als bisher vorzudringen. Mit dem Trägerwesen, der Zwangsarbeit usw. haben auch andere Seuchen, darunter die Geschlechtskrankheiten, immer größere Ausdehnung gewonnen. Der erwähnte Louwers nannte „die Sterblichkeit unter den deportierten Arbeitern abnorm und die Geburtsrate geradezu Null".

Was die Zwangsarbeit für die Entvölkerung bedeutet, geht unter anderem aus der Mitteilung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf auf der Jerusalemer Missionskonferenz 1928 hervor, daß die Sterblichkeit unter den afrikanischen Arbeitern oft 10 bis 12% betrage, daß sie aber oft höher steige, z. B. bei einem Bahnbau in Westafrika 1927 in einzelnen Kolonnen 40 bis 50%, in einer sogar 94%. Man bedenke, was es bedeutet, wenn aus Hirtenvölkern, Jäger- oder Fischerstämmen oder auch aus Bauernbevölkerung die Männer in völlig ungewohnte Arbeiten, oft in ungesunden Gebieten und bei ungewohnter Ernährung, hineingezwungen werden! Man stelle sich vor, daß in unseren Dörfern von je 100 ausgesuchten gesunden Männern nur 90 oder 60, 50 oder gar nur 6 lebendig zurückkehrten!

An solche Dinge dachte jener schwarze Pfarrer, als er sagte, Afrika lausche fragend in die Völkerwelt hinaus, und wir sollten bedenken, daß unsere Taten lauter redeten als unsere Worte. An solche Dinge erinnerte auch jener feingebildete schwarze Schulmann, der auf dem allafrikanischen Kongreß sagte: „Wenn die weißen Völker nach Kolonien streben, so denken sie nur an die Stoffe und vergessen die Menschen. Die weiße Rasse hat Millionen von Menschen um der Stoffe willen umgebracht und ist bereit, das noch weiter zu tun. Die weiße Rasse hat vergessen, daß der Mensch mehr ist als die Stoffe." Er sagte das bedauernd und warnte die Führer seiner Rasse vor dem Versuche, einen ähnlichen Weg zu gehen. Sie berieten darüber, wie sie sich gegen solche Unterdrückung und Entehrung schützen könnten, und nicht wenige sprachen ihre Freude darüber aus, daß weiße Staaten ihnen die farbigen Kämpfer ausbildeten für den Tag der Abrechnung mit den Weißen. Da rief dieser Neger: „Laßt uns diesen Weg nicht gehen! Dann kommt die Welt nie aus den wirren Bahnen des Hasses heraus! Laßt uns vielmehr uns mit den Gruppen unter den weißen Christen zusammenschließen, die wie die Quäker und viele Erzieher- und Frauenverbände ein neues Geschlecht im Geiste der Gerechtigkeit und des Friedens heranziehen wollen." Man beschloß auch eine Resolution gegen die Zwangsrekrutierung der Neger; und vor wenigen Monaten noch hat der Feldsekretär der hervorragendsten Negerorganisation in Genf betont, die Neger würden im Falle eines Krieges nur als Kanonenfutter gebraucht, sie seien unbedingt für Abrüstung.

Die Militarisierung der Neger geht aber ebenso wie die der anderen Farbigen inzwischen immer weiter. In den ersten Wochen des Weltkrieges überraschte eine deutsche Patrouille unter der Führung eines schwarzen Unteroffiziers eine englische Patrouille, die von einem Weißen geführt wurde. Da schickte der schwarze deutsche Unteroffizier eine Meldung, er bitte, zum Abschießen des Weißen einen Weißen zu schicken, die Anderen wollten sie schon erledigen. So steckte damals diesem Manne noch das Empfinden im Blut, daß er auf einen Weißen nicht schießen könne. Das aber haben seitdem Millionen von Farbigen vier Jahre lang gründlich gelernt. Alle europäischen Staaten, die in Afrika Kolonien hatten und in den Krieg verwickelt waren, haben Farbige zum Kampfe gegen Weiße ausgebildet. Frankreich hat auch jetzt noch allgemeine Militärpflicht für die Farbigen in den Kolonien. Ein französischer Missionsschriftsteller, Chollet, hat geschildert, was in den Seelen jener Neger vor sich ging, die in die Schützengräben kamen. Nach kurzer Zeit hatten sie die anfängliche Unsicherheit verloren. Durch Lob und Auszeichnungen erhöhte man ihr Selbstbewußtsein. Man setzte sie dann freilich gerade dort ein, wo die verlustreichsten und blutigsten Aufgaben waren. Sie merkten bald, daß man die Weißen schonte, sie auch nicht so streng aushob und daß manche sich drückten. Sie bekamen schließlich sogar das Gefühl militärischer Ueberlegenheit über die Weißen, ja fast das Empfinden, daß erst sie den Krieg entschieden hätten, daß er ohne sie verloren gewesen wäre. Das Lob, das man ihnen immer wieder spendete, mußte sie fast zu solchem Glauben bringen. Aber dann folgte die Enttäuschung, die Zurücksetzung hinter den Weißen in Pensionen, Rechten usw. Der Deutsche Dr. Hagemann schreibt: „Französisch-Westafrika ist heute von allen Negerländern das zur Empörung gegen die Weißen reifste Land. Das sagen warnend die fremden Missionare, das bestätigen bedauernd die französischen Beamten." An blutigen Unruhen hat es in den französischen Kolonien und Mandaten in Afrika und Asien, ebenso aber auch in denen der anderen europäischen Mächte, nicht gefehlt. Ein französischer Professor sagte mir: „Ja, ein Staat mit Kolonien hat immer irgendwo Krieg."

Aber auch dort, wo es nicht zu Blutvergießen kommt, zeigt sich deutlich, daß auch in Afrika seit dem Weltkriege ein neuer Neger lebt. In Akkra in Westafrika trat 1920 ein Kongreß von Eingeborenen aus den vier britischen Kolonien Nigerien, Goldküste, Sierra Leone und Senegambien zusammen und forderte, alle Zwangsarbeit, auch die für staatliche Zwecke, solle abgeschafft, die Landenteignung für Private verboten, das europäische Großunternehmertum ausgeschaltet, die allge-

meine Volksschule eingeführt, eine Universität geschaffen, den Farbigen Gleichstellung mit den Weißen in Beamtenlaufbahn und Wirtschaft zugestanden und die vier Kolonien als Dominion mit Selbstverwaltung ausgestattet werden, so daß die Verwaltung zu vier Fünfteln von Eingeborenen besetzt würde. Eine Abordnung ging nach London, um diesen Wünschen Nachdruck zu verschaffen; sie erzielte auch gewisse Zugeständnisse, während andere Forderungen nach wie vor umkämpft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Petzen b. Bückeburg Wilhelm Mensching

Gespräch über die neue Oxford-Gruppen-Bewegung

Der Einzelne und die Gemeinschaft[1])

„Man spürt es Ihnen an, liebe Freundin, wie ungeduldig Sie sind, uns ein Urteil über die Oxfordbewegung zu entreißen. Sie möchten erfahren, ob wir das Saalerlebnis in der schwülen Luft gern eingetauscht haben gegen den herrlichen Sonnenuntergang draußen und die kühlende Dämmerung", sagte Kirchenrat Herder.

„Ich gestehe, daß mir viel an Ihrem Eindruck liegt", erwiderte Frau von Wendel, „um so mehr als die heutige Versammlung ganz in der Linie unseres gestrigen Gespräches liegt. Sie scheint mir eine Antwort zu sein auf Ihre Frage, ob heute echte Gemeinschaft unter so eingefleischten Individualisten, wie wir sie sind, möglich ist."

„Ich bin und bleibe ein Einzelner. Ich bin es nach dem heutigen Gemeinschaftsfeuerwerk noch stärker als vorher", sagte der Professor. „Wenn es denn schon Gemeinschaft sein muß, ist mir Ihre gediegene Gesellschaft lieber."

„Jetzt nur keine Komplimente, Professor, dazu bin ich nicht aufgelegt.... Ich habe das gesellschaftliche Getriebe gründlich satt. Wenn Sie wüßten, wie leer es dabei im Herzen war! Das ist alles nur Gesellschaftsschminke. Ich hatte keinen Funken von innerer Gemeinschaft mit allen denen, mit denen ich freundlich tat."

„Ich hoffe denn doch, daß Sie uns nicht auf diese reizende Weise beschwindelt haben", sagte Wild.

„Doch, ich bekenne es. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, mit so berühmten Männern zu verkehren. Ich ließ mich von Schleiermachers Katechismus für edle Frauen belehren und dürstete nach der Männer Weisheit, Kunst und Bildung. Aber haben wir je ein verantwortliches Gespräch geführt? Haben wir uns je die Wahrheit über uns selbst gesagt? Wir haben über Objekte geredet, um uns selbst dahinter zu verstecken. Wir haben geglänzt, gewitzelt, das Rad geschlagen und stolzierten voreinander auf und ab, behangen mit unserer Weisheit und unserer Eitelkeit, und waren trotz allem Geschwätz innerlich tief einsam. Genug davon!"

„Sie haben sicher recht: Gesellschaft ist noch keine Gemeinschaft", sagte Herder. „Ich wollte, es kämen viel mehr Leute dazu, einzusehen, daß uns all das Reden über Kunst, Theater, Politik einander innerlich nicht näherbringt. Nur der Geist schafft Gemeinschaft."

„Fehlt es uns denn so sehr an Geist?" warf Lenore ein. „Mir scheint, es fehlt an der Wahrheit, es fehlt an der Liebe. Wenn Sie wüßten, wie die eignen Gäste, die nächsten Bekannten und Freundinnen über einen reden, sobald man ihnen den Rücken dreht!"

„Ich meine natürlich nicht den esprit", sagte Herder. „Ich meine den Geist von oben, jenen Pfingstgeist, der die erste Gemeinde schuf."

„Sprechen Sie nicht so stark pro domo", entgegnete Wild, „von diesem Gemeinschaftsgeiste besitzt auch die Kirche recht wenig. Ich bin jahrelang in die Kirche gegangen; ich war innerlich genau so einsam, als ob ich nicht gegangen wäre. Ja, die Kirche hat mich im Innersten zu jenem Einzelnen gemacht, der ich jetzt bin."

„Haben Sie aber selbst je versucht, Ihren seelischen Beitrag an die Gemeinde zu leisten? Blieben Sie nicht vornehm in Ihrer Individualistenecke? Sie saßen gewiß immer im verborgensten Winkel der Kirche, stets in Abwehr, stets auf dem Anstand gegen jeden, der in Ihren heiligen Hain eindringen wollte."

„Ich gebe zu, daß ich von vorneherein Mühe habe, zu einem vollen Gemeinschaftserlebnis zu kommen. Aber es ist nicht dies, was mich an der kirchlichen Gemeinschaft stört. Es ist der Mangel an Freiheit und an Mut. Es ist das Uebergewicht des Priesters über den Propheten. Es ist die Verketzerung, die Theologen wie Laien üben. Mit einem Wort, es ist die Vergewaltigung des Einzelnen durch die Gemeinschaft."

„Das ist eine allgemeine Zeiterscheinung", sagte Herder. „Ist der Staat nicht eine zunehmende Vergewaltigung? Ist der Sozialismus oder der Nationalismus etwas anderes?"

„Die neue Gemeinschaft, wie ich sie mir ersehne, könnte ich mir daher höchstens denken als eine Art Rütlischwur ‚jener Einzelnen', wie Kierkegaard die Fanatiker persönlicher Ueberzeugung und Verantwortlichkeit genannt hat."

„Aber, verehrte Freunde, haben Sie denn nicht heute abend einen Anfang solcher neuen Gemeinschaft gesehen ohne irgendwelchen Rütlischwur, ohne Tyrannenmord und ohne Vergewaltigung?" warf Lenore ein. „Hier war doch eine deutliche Spontaneität. Es kam alles von innen heraus. Keine Liturgie, die wir schon hundertmal hörten und keine Predigt, deren Form man heute schwer erträgt."

„Aber was sprach denn aus diesen Menschen, die Zeugnis ablegten?" fragte Wild, „war es die Freiheit des Einzelnen? oder war es die Hypnose einer faszinierten Gesellschaft? Oder war es das Unbewußte? oder gar der Heilige Geist selbst?"

„Müssen wir das zuerst feststellen?" sagte Lenore, „könnten wir es überhaupt? Können wir irgendwelche menschliche Aeußerungen so auseinanderlesen wie Aschenbrödel die Erbsen? Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen? Hier soviel Göttliches und da das Menschliche? Mir scheint das Göttliche nirgends zu fassen und stets fort in einem Menschlichen verborgen zu sein. Das sollte uns viel mehr Vertrauen einflößen zu dem unbekannten Gott, der unerkannt in Menschengestalt wandelt. Stammen diese Zeugnisse aus welcher Tiefe sie wollen — vielleicht gibt es verschieden tiefe Brunnen des göttlichen Geistes —, Tatsache ist, daß sie eine Gemeinschaft zustande bringen, wie ich sie sonst nirgends erlebt habe."

„Ich muß zugeben, daß hier ein Stück allgemeines Priestertum wach wird, auf das sich der Protestantismus sonst einiges zugute tut, ohne es wirklich erträglich zu realisieren", sagte der Kirchenrat.

„Noch mehr Priester?" erwiderte Wild. „Es gibt schon mehr als genug. Ich möchte lieber wieder einmal einem Propheten begegnen."

„Schaffen Propheten Gemeinschaft?" fragte Lenore. „Propheten sind jene Einzelne, die man gewöhnlich erst hundert Jahre später versteht und in der Gegenwart nicht hört. Propheten haben nur Gemeinschaft mit Gott, aber keine mit den Menschen. Nicht umsonst gehen sie gewöhnlich in die Wüste. Jedenfalls binden uns die modernen Propheten nicht zusammen, sondern verdonnern uns und ziehen sich dann in ihre theologische oder moralische Privatwüste zurück. Was in unserer Gruppe so wohltuend ist, ist, daß niemand einen anpredigt. Niemand stellt irgendwelche ideale Forderung. Niemand kniet uns auf der Seele, um uns irgendetwas zu erpressen. Niemand berauscht uns mit irgendeiner Art von geistlichem Champagner. Niemand setzt uns einen dogmatischen oder sonst einen Dolch auf die Brust. Das Einzige, was geschieht, ist, daß einer mit sich selbst wahrhaftig wird und es vor Andern sagt. Geben Sie zu, daß das schwer ist!"

„Das ist nicht zu leugnen, wenn es moralischer Mut und nicht ein umgekehrter geistlicher Stolz ist", sagte Herder.

„Diese Kategorien sind zu künstlich, um diesen einfachsten Vorgang zu erfassen, durch den sowohl der Einzelne in seiner wahren Persönlichkeit hervortritt, als durch den ein Anfang einer neuen Gemeinschaft gefunden wird", erwiderte Lenore.

[1]) Aus dem soeben erschienenen Buche: Adolf Keller, Vom unbekannten Gott (Leopold Klotz, Gotha). Vgl. die Besprechung in voriger Nummer Sp. 1044/5. Ueber die Bewegung siehe CW 1930 Heft 22 und CW 1932 Heft 5; weitere Literatur über die Gruppenbewegung s. im Anzeigenteil von Heft 22 und in diesem Heft.

„Es ist die Erkenntnis, daß der Einzelne nicht nur vor sich selbst und in der Stille des Kämmerleins, sondern auch vor den Andern wahrhaft werden muß, wenn Gemeinschaft entstehen soll."

„Warum bringt die Kirche das nicht zustande?" fragte Herder. „Für sie ist es die Frage auf Leben und Tod. Den Einzelnen hat sie lange genug kultiviert und den Rahmen für eine Gemeinschaft geschaffen. Aber lebendige Einzelne in einer lebendigen Gemeinschaft?"

„Die Kirche fängt zu hoch oben an", erwiderte Lenore. „Sie ist eine Art hochgelegener, aussichtsreicher Bergterrasse, auf der man sich treffen soll, eine Gemeinschaft von Idealmenschen mit einer übersteigerten Erkenntnis und einer überspannten moralischen Forderung. Aber den Meisten geht der Atem aus, um so hoch hinauf zu klettern. Darum tun sie als ob. Das macht sie unwahr. Unsere Gruppe fängt unten an. Beim wirklichen Menschen. Sie stimmt nicht an das Lied vom braven Mann, vom anständigen Bürger, vom idealen Christen. Sie hat wenig Respekt vor jedem Postament, auf das wir den Menschen stellen, weil sie weiß, was für Kanaillen wir sind und aus was für einem Ton wir gemacht sind. Herunter! herunter! ruft sie jedem zu, der auf irgendeinem hohen Roß dahintrabt. Oder vielmehr der Einzelne ruft das sich selbst zu und wird dadurch fähig zur Gemeinschaft."

„Das mag einmal geschehen", fuhr Wild fort, „aber als Liturgie ist es unerträglich. Und sobald man etwas zwei- oder dreimal sagt, wird es zur Liturgie."

„Man darf allerdings die Liturgie nicht als seelenloses Hersagen von Formeln verstehen. Sie ist die Stimme der überindividuellen und übergeschichtlichen Gemeinschaft", bemerkte Herder.

„Das Wesentliche ist, ob so eine wahrhafte und lebendige Gemeinschaft entsteht", sagte Lenore. „Es ist merkwürdig, daß wir uns natürlich viel näher kommen im Bekenntnis des Gemeinen und Bösen in uns als im Bekenntnis des Hohen und Idealen, das wir mit dem Munde anerkennen. Die Menschwerdung fängt immer irgendwie im Stalle an. Bei den Kühen und Schafen. Vielleicht waren auch einige Schweine dabei. Es tut nichts. Wir müssen erst zu unserer wahren Natur stehen, bevor wir uns in einer Uebernatur verbinden können. Und unsere wahre Natur ist die Sünde."

„Das ist nicht gerade eine neue Erkenntnis", warf Herder ein, „und der heutige Mensch liebt dieses Wort nicht."

„Wissen Sie warum?" erwiderte Lenore. „Weil wir uns von unserer Bürgerlichkeit das Christentum vermoralisieren ließen und der moderne Mensch merkt, daß dabei etwas nicht stimmt. Denn Sünde ist nicht in erster Linie die Uebertretung eines moralischen Gebotes, sondern das, was mich von Gott trennt. Solange ich von Gott getrennt bin, bin ich auch vom Nächsten getrennt. Die Heimkehr zu Gott bedeutet auch Heimkehr zum Menschen. Gottesnähe ist Menschennähe."

„Gott will aber offenbar, daß wir einander nicht zu nahe kommen", sagt Wild. „Das wird doch deutlich an der Individuation, die unsere ungeheuren Verschiedenheiten in Denken, Glauben und Leben hervortrieb. Es erscheint unmöglich, sie zu überbrücken. Die Kirchengeschichte ist eine Anschauung von der Sehnsucht nach Gemeinschaft und Einheit und von der Unmöglichkeit sie zu erreichen."

„Sie haben ganz recht", nickte Lenore. „Die Gemeinschaft ist eigentlich ein Wunder. Sie ist das Wunder des Geistes. Echte Gemeinschaft ist immer eine Art Pfingsten, eine Ausgießung von oben."

„Verachten Sie das Blut und die Not nicht", sagte Wild. „Was für ein Kitt das Blut ist, weiß man erst in der Fremde. Auf dem Rückzug über die Beresina ist Gemeinschaft entstanden, von der unsere Leute heute noch singen. Wenn es wirklich der Geist ist, der Gemeinschaft schafft, sag' ich nichts. Aber wie weiß man, ob es nicht die Geister sind, statt des Geistes?"

„Hier haben wir einen untrüglichen Maßstab, Christus. An der vierfachen Norm der absoluten Wahrhaftigkeit, Liebe, Reinheit und Selbstlosigkeit scheidet sich, was vom Menschen und was von Christus stammt", antwortete Lenore.

„Also machen Sie eine Ethik oder gar eine Theologie zum Maßstab des Geistes", warf der Kirchenrat ein. „Wie kann man Absolutes an einem Relativen messen?"

„Wir messen nicht, wir lassen uns führen", erwiderte Lenore. „Wir haben auch keine Ethik noch eine Theologie, noch sind wir eine Kirche. Wir leben nicht von einem Statut, sondern von der Dynamik des Geistes, der uns verbindet, und wollen daher auch keine Organisation werden, sondern eine Bewegung bleiben."

„Das wollte das Christentum auch", belehrte Herder, „es ist ihm aber nicht gelungen. War es nur Trägheit oder Bosheit oder Dummheit oder geistige Verarmung, daß aus einer Bewegung eine Organisation wurde? Oder war es eine Notwendigkeit? Wandert der Geist aus, wenn die Organisation kommt? Und ist er genießbar, wenn er konserviert wird? Hat der Priester nicht seinen berechtigten Platz neben dem Propheten? Wir dürfen Dostojewskijs Großinquisitor nicht nur polemisch verstehen, sondern müssen anerkennen, daß in seiner Aeußerung ein wirkliches und echtes Problem steckt. Ich fürchte, daß Ihre Bewegung vor dasselbe Problem gestellt wird, sobald sie aufhört, Mission zu sein. Ich sehe schon Anzeichen, daß es leichter ist, eine Gemeinschaft zu bilden als sie zu erhalten."

„Recht so, Kirchenrat", triumphierte Wild. „In statu nascendi ist's immer interessant. Jede Gemeinschaft hat auf die Dauer die Tendenz, zu sinken. Wir bekommen immer wieder genug voneinander. Man muß sich immer wieder in der Einsamkeit erfrischen und neuen Auftrieb holen."

„Darum haben wir unsere ‚stillen Zeiten', das heißt, unsere Einsamkeit in der Gemeinschaft", erklärte Lenore.

„Aha, Sie halten es also auch nicht aus, wenn Sie sich zu nahe kommen, und eine andauernde Gemeinschaft scheint auch Sie nicht restlos zu beglücken", betonte Wild.

„Kennen Sie eine Gemeinschaft, die so viel Glück ausstrahlt wie die unsrige?" fragte Lenore. „Ich war nie glücklich in all den sogenannten Gemeinschaften, durch die ich bisher ging. In der Gemeinschaft der Kirche tönt es oft wie in einem Zwinger. Einer fällt von der Höhe seiner Vortrefflichkeit herab über die Anderen her, jeder weiß es besser. Ich fühle mich ständig wie ein verprügeltes Kind. Ich lernte allmählich, daß viele dieser Leute uns unglücklich machen wollen, weil sie selbst nicht glücklich sind. Sie wollen in ihrem Elend nicht allein sein. Hier habe ich zum erstenmal etwas vom Glück der Gemeinschaft empfunden."

„Sie Beneidenswerte", spottete Wild.

„Es ist wahr und ich werde das nie mehr verlieren, weil dies Glück nicht Selbstgenuß, sondern Verantwortlichkeit bedeutet", bekannte Lenore. „Meine Gemeinschaft hat zum Ziel, daß ich nicht die Anderen mit mir unglücklich, sondern daß ich sie mit mir glücklich mache."

„Sie werden aber doch nicht das Glück als Ziel und Zweck der Gemeinschaft erklären?" wandte Herder ein.

„Sicher nicht", erläuterte Lenore. „Aber das Glück sind gleichsam die Hobelspäne, die für uns abfallen, wenn wir in der rechten Gemeinschaft arbeiten."

„Ich gebe Ihnen zu", gestand Wild, „daß höchstes Glück der Erdenkinder sicherlich und letzten Endes nicht die Persönlichkeit ist. Sie kann nicht die letzte Formel der menschlichen Geschichte sein, sondern die Gemeinschaft. Das gibt Ihnen ein hartgesottener Individualist wie ich zu. Aber Gemeinschaft zugleich aus dem Tiefsten und Höchsten ist ein letztes Ziel, von dem wir noch weit entfernt sind. Der Einzelne und die Gemeinschaft sind die notwendigen Pole unseres Lebens. Mir scheint, daß die Zeit nahe ist, wo wir die Persönlichkeit wieder vor der Gemeinschaft schützen müssen, nachdem diese lange genug von Einzelnen bedroht war."

„Warum drücken Sie das negativ aus", fragte Lenore.

„Ich kann es auch positiv sagen", erwiderte Wild. „Wir schwingen zwischen zwei Polen. Am Wert der Persönlichkeit, die sie ermöglicht, messen wir den Wert der Gemeinschaft. An der Gemeinschaft, zu der sie fähig wird, messen wir die Persönlichkeit. Ganz positiv: Ich habe trotz meiner Ironie heute abend aufs schönste eine Gemeinschaft in Wahrheit und Frei-

heit erlebt. Erlauben Sie mir nun, daß ich mich auf meinen anderen Pol zurückziehe und Ihnen gute Nacht wünsche."

„Ihr Rückzug ist ein Anlauf", sagte Lenore. „Ich sehe schon, wie Sie zurückschwingen werden. Der stärkste Antrieb zur Gemeinschaft kommt aus der Not des Einzelnen, der es mit sich selbst nicht mehr aushält."

„Wir halten es nirgends lange aus", fügte Herder hinzu, „wir sind immer unterwegs."

Genf Adolf Keller

Der päpstliche Friedensvermittlungsversuch 1917

Friedrich Ritter von Lama, **Deutschlands Unglück 1917 — und jetzt?** (Die Friedensvermittlung Papst Benedikt XV. und ihre Vereitlung durch den deutschen Reichskanzler Michaelis.) Münster, Jos. Kösel und Friedr. Pustet, 1932. 310 S. 5.80 M.

Lama kämpft bekanntlich (CW 1926, Sp. 144, 1090; 1925, Sp. 1119) seit bald einem Jahrzehnt um den Nachweis, daß der Friedensvermittlungsversuch Papst Benedikts XV. im August und September 1917 durch den deutschen Reichskanzler Michaelis in „einem verbohrten und aus ganz engen Gesichtswinkeln blickenden und einseitig wertenden Konfessionalismus" vereitelt worden sei. Sein Prozeß gegen Michaelis und gegen den Evangelischen Bund (CW 1925, Sp. 201) ging aus wie das Hornberger Schießen. Das heißt, die anfänglich von Lama gegen Döhring, Traub, Michaelis u. a. erhobene Klage wurde nach dreijähriger Hin- und Herzerrung infolge eines Amnestiegesetzes niedergeschlagen. Als dann von Lama nochmals Dr. Michaelis beschuldigte, „den Kronrat (vom 11. September 1917) belogen und sich (im Untersuchungsausschuß des Reichstags) durch eine Geschichtsfälschung verteidigt zu haben", beantragte Michaelis bei der Staatsanwaltschaft in München Erhebung der Offizialklage, zog aber später „nicht unbeeinflußt vom Auswärtigen Amt" (das wohl ähnlich wie bei den Veröffentlichungen des Reichstags diplomatische Indiskretionen gegenüber der Kurie vermeiden wollte) seinen Strafantrag zurück (nach der Darstellung von Lamas in seinem neuen Buche S. 306 Anm.). Was ihm vor den Schranken des Gerichts versagt blieb, das versucht nun der unentwegte Ritter mit den Mitteln historisch-urkundlicher Darstellung in die Tafeln der deutschen Geschichte einzugraben: 1. daß die päpstliche Friedensvermittlung von 1917 eine wirkliche und letzte Möglichkeit für das deutsche Volk war, zu einem Verständigungsfrieden zu kommen; 2. daß diese Möglichkeit durch den Reichskanzler Dr. Michaelis allein aus konfessioneller Verbohrtheit und „Haß" gegen Rom zerstört worden sei; und 3. daß der Altreichskanzler diese Tatsache durch bewußte Lügen, Verdrehungen und Geschichtsfälschungen zu verschleiern suchte.

Liest man das vorliegende Buch nun mit seinen zahlreichen Dokumentenauszügen durch, so muß jeder, der geschichtliche Urkunden zu lesen versteht und der die in Frage stehende Zeit mit wachen Sinnen miterlebt hat, zu dem Schluß kommen, daß hier zuviel bewiesen wird, und zwar aus einer völlig voreingenommenen, ja geradezu fanatischen Einseitigkeit heraus, die der an Dr. Michaelis gerügten Haltung zum mindesten ebenbürtig ist. Der Beweis ist darum auch völlig mißglückt. Das gilt schon vom ersten Punkt: So fern es mir liegt, die Bedeutung des päpstlichen Friedensschrittes verkleinern zu wollen — er war ein Menetekel für die damalige deutsche Regierung —, so darf er doch auch nicht übertrieben werden: wäre unserem Auswärtigen Amt im Sommer 1917 möglich gewesen, einen völligen Verzicht auf Belgien und völlige Wiedergutmachung seiner Schäden glatt auszusprechen, so hätte das den Frieden bedeutet (vgl. die von Lama selbst S. 213 zitierte Aeußerung Ludendorffs vom 20. August 1917) auch ohne den Weg über Rom oder Madrid! Auch ohne den englischen Friedensfühler im Gefolge der Papstnote vom 1. August 1917, der von Lama als „englisch-französischer Friedensschritt" über Gebühr gewertet wird. Aber unsere Regierung war aus inneren und äußeren Gründen zu einer solchen Erklärung nicht fähig, trotz (oder eben wegen?) der Friedensresolution des Reichstags vom 19. Juli 1917. Der einzige, der sie politisch auszuwerten willens und imstande gewesen wäre, Bethmann-Hollweg, war ja unmittelbar vorher unter ausschlaggebender Mitwirkung Erzbergers und seiner politischen Freunde gestürzt worden. Daß die päpstliche Diplomatie bei ihrer geheimsten Mitteilung an den Reichskanzler gerade Erzberger, der sich kurz vorher durch seine Indiskretionen über den Czernin-Bericht auf der Frankfurter Katholikenversammlung am 23. Juli 1917 mißliebig gemacht hatte, halb ins Vertrauen zog mit der Bemerkung, es sei ein äußerst wichtiger Brief unterwegs, und daß dieser nun in seiner geschäftigen Voreiligkeit, wie von Lama selbst erzählt, verschiedene Türen im Auswärtigen Amt einrannte, ehe das Schreiben des Nuntius Pacelli an den Reichskanzler vom 30. August 1917 (G. Michaelis, Für Staat und Volk, S. 342; v. Lama S. 150) kanzleigemäß registriert war, hat natürlich die diplomatische Wirkung dieses Schrittes nicht erhöht. Also nicht konfessioneller „Haß" gegen den Papst, dessen Bemühung vielmehr mit vollem Ernst aufgenommen wurde, wohl aber ein politisches Mißtrauen gegen den Urheber der Friedensresolution des Reichstags war von vornherein mit im Spiel.

Der zweite Punkt der Beweisgänge von Lamas kann durch zwei Tatsachen entkräftet werden: 1. der Staatssekretär von Kühlmann, der die auswärtige Politik tatsächlich führte, wenn auch der Kanzler Michaelis die Verantwortung hatte, war doch katholisch und hätte sich also in diese Politik der „Papsthasser" hineindüpieren lassen! (Vgl. dagegen Victor Bredt, Reichskanzler Michaelis und die päpstliche Friedensaktion, Preuß. Jahrbücher November 1926, und: Michaelis und Kühlmann, ebenda Januar 1927); 2. nach der eigenen Darstellung von Lamas muß die Umstellung des Reichskanzlers Michaelis, der im Kronrat des 11. September 1917 den Kaiser für den Verzicht auf Belgien gewann (wobei allerdings „die Lüttich er Frage" noch besonderer Behandlung harrte) und der am 12. September 1917 den Brief an Hindenburg schrieb, daß in seine Verhandlungspläne die Forderung der Obersten Heeresleitung (Lüttich samt der Maaslinie zum Schutz der rheinischen Industrie) aufgenommen sei, in die Nacht vom 11. auf 12. September verlegt werden. Was kann in dieser Nacht erfolgt sein? Ein „Druck der (in Berlin anwesenden) Obersten Heeresleitung" (wie das Kühlmann andeutete, vgl. Bredt in Preuß. Jahrbücher 1927, S. 5)? Oder ein spontaner Ausbruch des „Romhasses"? Für dessen Ursprung wird eine Räubergeschichte erzählt von einem aus den Akten verschwundenen Brief an den „Bruder Michaelis", „er solle dem Satan nicht ins Garn gehen". Dieser Brief soll aus der „Kasseler Brüdergemeinde" „auf besonderes Betreiben des Bruders Dr. med. Beckmann, praktischen Arztes in Kassel" an Michaelis geschrieben worden sein und mit seiner „kräftigen und sehr offenen Sprache auf alle Mitglieder, die ihn zu Gesicht bekamen, die tiefste Wirkung ausgeübt" haben. „Diese Mitteilungen entstammen dem Kreise der Kasseler Brüdergemeinde selbst" (S. 128). Der einzige Dr. med. Beckmann, der heute noch in Kassel lebt, schreibt mir unter dem 29. August 1932: „Ihre Anfrage beantworte ich dahin, daß ich mit dem in der genannten Schrift angeführten Dr. B. nicht gemeint sein kann, weil ich niemals einer ‚Brüdergemeinde' angehört habe, noch in der bezeichneten Weise mich beschäftigt habe; daß ferner ein anderer Dr. B. zur Zeit des Krieges hier nicht als Arzt existiert hat." Die Ausführungen des Herrn von Lama über die „sogenannte Brüdergemeinde" sind so phantastisch, daß ich ihm nur raten kann, in einer unserer theologischen Enzyklopädien den Artikel „Brüdergemeinde" nachzulesen. Nach von Lamas Geschichtsphantasie hat Michaelis, um „dem Satan (d. h. dem Papst) nicht ins Garn zu gehen", den teuflischen Plan gefaßt, „die Oberste Heeresleitung beim Nuntius anzuschuldigen" und hat „seinem (katholischen!) Staatssekretär die Mission übertragen", den päpstlichen Nuntius anzulügen. „Hindenburg und Ludendorff mögen nicht wenig erstaunt gewesen sein, als das Schreiben des Reichskanzlers bei ihnen einlief, das so ganz unerwartet die bereits aufgegebenen Forderungen bezüglich Belgiens wieder aufgriff." „Arglos ging der Feldmarschall in die ihm vom Kanzler gestellte Falle" usw. Das ist alles so dumm, daß einem selbst das Lachen vergeht. Ich wiederhole (vgl. CW 1926, Sp. 1090, und Preuß. Jahrbücher 206, 1926, S. 201), daß ich selbst als Hauptmann und Leiter der Aufklärungsabteilung des Stellvertretenden Generalkommandos XIII. A.K. am 20. September 1917 in Berlin im Kriegspresseamt mündlich die Anweisung erhielt, man müsse die Bevölkerung auf die Preisgabe Belgiens und der flandrischen Küste, aber auf die Einbehaltung Lüttichs und der Maaslinie zum Schutz des Industriereviers vorbereiten.

Nach solchen Proben kann es auch nicht mehr wundernehmen, wenn im dritten Punkt dem religiösen und politischen Charakter des Kanzlers Michaelis ein barbarisches Unverständnis zuteil wird. Ein abgefeimter Spitzbube ist er unter den Händen dieses „Historikers" geworden, der unter dem Einfluß des Evangelischen Bundes und seiner „Brüdergemeinde" nach einem wohlbedachten System den Papstfrieden zunichte machen und doch die Verantwortung dafür Anderen aufhalsen will und der hierzu in allen möglichen Situationen bewußt lügt, heuchelt,

Fallen stellt, den Kaiser und Kronrat irreführt, die wichtigsten Dokumente zu unterschlagen sucht, woran er glücklicherweise durch den kundigen Erzberger verhindert wird usw. Ueber ein solches Zerrbild wäre kein Wort zu verlieren, wenn nicht hinsichtlich der Handlungsweise des Reichskanzlers Michaelis bestimmte Schwierigkeiten beständen, die auch den protestantischen Beurteiler zur Stellungnahme zwingen und die im Interesse des konfessionellen Friedens ausgeräumt werden müssen. Daher auch diese ausführliche Besprechung. Handelt es sich doch um denjenigen Staatsmann, der als bewußter evangelischer Christ das höchste Amt des Reiches antrat und zu erfüllen bestrebt war (vgl. O. Baumgarten über Michaelis CW 1917, Nr. 48, und 1921, Nr. 51). Nicht nur Ritter von Lama, sondern auch andere, viel gewichtigere Persönlichkeiten werfen ihm konfessionelle Einseitigkeit vor: „Endgültig war der Krieg verloren in jenem Augenblick, als man den Verständigungsfrieden, den der Papst zu vermitteln versuchte, zurückwies, nur deswegen, weil er gekommen ist vom Papste", sagte der Erzbischof Nörber von Freiburg auf dem Freiburger Katholikentag am 22. September 1919. Soll das sich festsetzen mit Hilfe dieses Buchs zum mindesten im katholischen Teil unseres Volkes? Soll also letztlich die Reformation verantwortlich gemacht werden für das Elend des verlorenen Krieges?

Es ist kein Zweifel, daß Michaelis als Staatsmann versagt hat und daß dabei seine christlich-religiöse Ueberzeugung mitbeteiligt war. Aber versagt hat nicht das evangelisch-reformatorische Christentum in ihm, sondern der konservative Gemeinschaftsmann, der z. B. durch ein Gottesorakel des Losungsbüchleins der Brüdergemeinde sich über die schwerste persönliche Entscheidung hinweghelfen ließ und der nicht nur aus politischem, sondern auch religiös fundiertem Gegensatz gegen die „liberalen" „radikalistischen Bestrebungen" (Für Staat und Volk S. 366) mit dem Instrument des Reichstags und mit dessen Friedensresolution keine Politik zu machen verstand (vgl. die Publikationen von Bredt). Dadurch ist er bis hart an die Grenze der Wahrheit in eine Kette schiefer Positionen gekommen, die er aber sicher auf echt pietistische Weise vor seinem Gott immer wieder auszugleichen verstand. Eine innerlich unwahre und heuchlerische Politik ist ihm nicht zuzutrauen. Daß er vom Evangelischen Bund, von der „Täglichen Rundschau", von D. Traub (der damals freisinniger Abgeordneter war!) und Anderen, die gegen den „Papstfrieden" schrieben, sich hätte beeinflussen lassen, ist ganz ausgeschlossen. Sollte an dem mysteriösen Brief aus Kasseler Gemeinschaftskreisen an „Bruder Michaelis" irgend etwas sein, dann war mit dem „Teufel", vor dem gewarnt wurde, vermutlich nicht der Papstfriede, sondern allgemeiner der „liberale" Verständigungsfriede gemeint. Glaubte man doch in der alttestamentlichen Frömmigkeit, die im Kriege in diesen Kreisen besonders zu finden war, ein Anrecht auf die Vernichtung der Feinde des frommen Gottesvolkes erbeten zu haben. Michaelis hat sicherlich, das darf man ihm glauben, bei Empfang des Schreibens Pacellis vom 30. August 1917 an ihn, sich ernsthaft gefragt, ob er „das von Gott auserwählte Werkzeug sei, seinem Volke den Frieden zu bringen". Er wird von Kühlmann über die objektiven Möglichkeiten des darin mitgeteilten englischen Friedensfühlers nüchterner beschieden worden sein. Aber beide benützten die Gelegenheit, im Kronrat vom 11. Sept. den grundsätzlichen Verzicht auf die belgischen Kriegsziele (bis zur „flandrischen Küste") durchzusetzen. Nur muß Michaelis im Unterschied von Kühlmann, vielleicht durch persönliche Darlegungen von Hindenburg und Ludendorff, gewissensmäßig davon überzeugt worden sein, daß auf Lüttich nicht verzichtet werden könne (die „Lütticher Frage" war im Kronrat selbst noch in der Schwebe gelassen worden, vgl. Für Staat und Volk S. 350). Davon machte er am 12. September in dem Briefe an Hindenburg Mitteilung mit der Bitte, die weiterdrängenden Stürmer zu beruhigen (Für Staat und Volk S. 352 f.). Bekanntlich war der Kronrat dann der Anlaß zur eigentlichen Begründung der „Vaterlandspartei". Der Kanzler hoffte auf noch günstigere (von der Obersten Heeresleitung wohl in Aussicht gestellte) Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz (Für Staat und Volk S. 365) und war einfach innerlich nicht in der Lage, die kranke Erklärung des Verzichts auf Belgien abgeben zu können. Die belgische Frage, die in der Antwort auf die päpstliche Friedensnote (vom 1. August) im Einvernehmen mit der Mehrheit des Reichstagsausschusses unter Hinweis auf die Friedensresolution umgangen worden war (10. September), ist darum in der Antwort auf den Pacelli-Brief (vom 30. August), die am 24. September ausging, unglückseligerweise dilatorisch behandelt worden.

Ich möchte unsere katholischen Leser bitten, diesen Darlegungen nachzugehen und das Buch von Lamas mit seinem aufreizenden Titel für die Gegenwart als konfessionelle Brunnenvergiftung abzulehnen.

Nachtrag: Nachdem Obiges schon niedergeschrieben war, ist Dr. Michaelis zu seinem 75. Geburtstag (8. September 1932) die Genugtuung zuteil geworden, daß nach dem Katholikentag in Essen, wo Reichskanzler a. D. Dr. Marx über die Möglichkeiten des Papstfriedens 1917 sprach, der rheinische Generalpräses Pfarrer Dr. P. Louis den Jubilar aufsuchte und ihm im Namen zahlreicher deutscher Katholiken deren Ueberzeugung übermittelte, wonach im Jahre 1917 der Friedensschritt des Papstes nicht an der Haltung des Altreichskanzlers Dr. Michaelis, sondern an der tatsächlichen Weigerung Englands und Frankreichs zum Scheitern gekommen sei (vgl. Vossische Zeitung 14. Sept. 1932 und Frankfurter Zeitung 17. September). Gegen die Einwendungen von Ritter von Lama veröffentlichte Dr. Louis in der Vossischen Zeitung vom 6. Oktober eine längere Erklärung, worin die Essener Ausführungen von Reichskanzler Dr. Marx bestätigt werden. Die Darlegungen von Herrn von Lama seien nicht beweiskräftig genug; seine, Marx', Absicht beim Vorbringen dieses Punktes sei gewesen, das „Gerede von der konfessionellen Voreingenommenheit" (von Michaelis) „aus der Welt zu schaffen" (vgl. auch Deutsch-Evangelische Korrespondenz Nr. 44).

Marburg Heinrich Hermelink

Siebenstern und Heliandkreuz

Jüngst war von den Externsteinen und einem deutschen Christentum die Rede.[1]) In deutscherer Gewandung sollte bei uns das Christentum seinen Weg gehen dürfen. Den religiösen Wert solcher Forderung wird man nicht überschätzen; er mag nicht groß sein. Man darf aber auch den Stimmungsgehalt der neuen Empfindung nicht unterschätzen in einer Zeit, die für dergleichen Romantik Sinn zu bekommen scheint. Tögel berichtete von altdeutsch christlicher Mischung auf niedersächsischem Boden in früher Zeit, nennt auch Reste, die sich erhalten haben. Vielleicht hört man gerne weiter von alter und neuer christ-deutscher Symbolsprache, die nicht so an den Ort gebunden ist, daß sie nicht auch einmal weitergegeben werden könnte.

Wenn nicht vor kurzem der „Türmer" ausführlich und mit schönen Bildern auf die edle Kirchenmalerei der neuen Anstaltskirche von Wittekindshof bei Oeynhausen aufmerksam gemacht hätte, könnte es hier geschehen. Ganz bewußt geht dort die Kunst auf altsächsischen und nicht auf orientalischen Pfaden. Unbekannt dagegen dürfte sein, wie beispielsweise eine Lüneburgische Gemeinde an alter Erinnerung gegenwärtige Freude hat. Bevensen liegt an der Ilmenau in einer sehr lieblichen Hügellandschaft, die unzählige Bahnreisende auf der Strecke Hamburg—Hannover überrascht hat aufblicken lassen. In der uralten, freilich nicht altertümlichen Heiligen Dreikönigskirche ist der „Sieberstern" daheim. Es ist ein holzgedrechselter, mit Farbringen geschmückter Leuchter in Lampenhöhe mit drei verschiebbaren, nach oben sich verkürzenden Armen. Sieben Kerzen leuchten auf den Enden. Ganz offenbar bildet dieser Siebenstern das Sternbild des Großen Wagens, des Wodanswagens, ab. Der Anblick dieser Lichterbäumchen oder Flammenhügel ist namentlich in einiger Entfernung sehr hübsch. Bei Adventsfestlichkeiten im Hause stehen die Leuchter am besten auf alten Zinntellern, die mit Tannengrün belegt sind. Ihre eigentliche Verwendung finden sie aber in der Frühe des ersten Weihnachtstages um 6 Uhr in der Kirche. Auf den ringsumgehenden Brüstungen der Emporen steht ein Siebenstern neben dem anderen, auch unten hie und da. Vor dem Altar zwei riesige Weihnachtsbäume. Hat irgendwo ein Gotteshaus eine reichere, weihnachtlichere Beleuchtung, als die alte Archidiakonatskirche im Bardengau? Texte mit weihnachtlichen Lichtgedanken gibt es genug. Nach der Ansprache erklingt dann immer im ersten Morgendämmer „Morgenglanz der Ewigkeit". — In den letzten Jahren finden die „Bevenser Siebensterne" auch schon in andere deutsche Lande ihren Weg.

Ein zweites christdeutsches Symbol können die in den Zügen vorüberfliegenden Reisenden mit Augen sehen, wenn sie etwa fünf Kilometer südlich vom Städtchen in östlicher Richtung

[1]) CW Sp. 772 ff., 819 ff.

ausschauen. Nahe dem Bahndamm, auf steiler Uferhöhe über der Ilmenau, taucht ein Holzkreuz auf und verschwindet schnell. Mancher mag sich erstaunt gefragt haben, ob denn hier Katholiken wohnen. Nein, es ist ein, vielleicht das erste, Heliandkreuz, das wieder Heliandsart künden möchte. Wer kennt das altsächsische Heliandlied hinreichend? Der Heiland ist getreu den Evangelien nachgebildet und steht doch als deutscher Heliand vor uns in herrlicher dichterischer Heldensprache. Wie gesagt, das Heldenhafte stammt unverbogen aus dem Neuen Testament, grade auch aus der recht gesehenen Passionsgeschichte. Aber freilich, in nachromanischer Zeit, die noch kraftvoll germanische Ausdrucksweise kannte, ist es allzuoft nur der leidende Schmerzensmann. Ach wie wenig heroische Klänge kommen uns aus dem Gesangbuch entgegen. Es wird wahrlich Zeit, daß der Heiland unter uns aufersteht! Das Heliandkreuz ist aus Eichenbalken einer abgebrochenen Ilmenaubrücke. An der Kreuzung prangt in erhabenen Goldbuchstaben das Wort „Heliand". An beiden Seiten eingeschnittene Lieblingsausdrücke aus dem Heliandliede: „Friedekind Gottes" und „Waltender Christ". Abseits stehende Inschrifttafeln führen das religiöse und das sittliche Motiv näher aus. Unten erinnern die Zahlen 830 und 1930 an das 1100jährige Bestehen des Christentums im Tale. Darüber aber steht, wohl erstmalig an einem neuen Kreuz, eins jener vorchristlichen Heiligkeitszeichen, nach Herman Wirth Ruhe und Leben in Gott bedeutend. Das Zeichen stammt von einem uralten Heidekreuz. Auf der Rückseite ist unten eben jene Rune eingeschnitten, die oben auf dem Externstein Heiligtum gewesen sein wird. Dem Lichte entgegen. Oben das Monogramm Christi, womöglich auch aus alten Zeichen entstanden. Beide Zeichen stellen gewissermaßen ein deutsches Altes Testament dar und grüßen nach Jahrtausenden vom hohen Heliandkreuz die alten Hünengräber, die drüben in der Heide liegen. Die Bodenstütze rechts trägt eingemeißelt Luthers Wappen, die links das alte Stammeszeichen der heimatlichen Pferdeköpfe. Birken, Wacholder, Wildrosen ringsum, ein herrlicher Blick über das Tal im Hintergrunde.

Dies Kreuz ist so deutsch-evangelisch wie möglich! Sollen und dürfen denn nur katholische Kreuze auf deutschen Bergen ihre oft so ergreifende oder besinnliche Sprache reden? In der Steiermark ist es eine evangelische Gemeinde gewesen, Ramsau, die zum Gedächtnis an die Befreiung unter Josef II. das erste evangelische Hochkreuz auf einem Alpenberge errichtet hat. Mit der Aufstellung christ-deutscher Male, wo ein besonderer Sinn damit verbunden ist, würden wir an urälteste Ueberlieferung anknüpfen. Siegesmale des Heliand! Solche Sprache werden unsere Zeitgenossen verstehen und lieben lernen.

Bevensen (Lüneburg) Ulrich Bahrs

Zu den sieben Sternen

Sie sah sich um mit einem langen, beinahe hilflosen Blick. Wäre sie die Regine Walter von ehemals gewesen, sie würde angesichts der Halbhelle von Himmel und Meer, angesichts des Kiefernwaldes, der die Eintönigkeit nach links hinüber abschloß, gesagt haben: „Hier ist ja überhaupt nichts zu sehen." Aber schon während sie dem Inhaber der kleinen Pension nachtrottete durch den sich leise an ihren Schuhen mahlenden Sand, während sie den lichten Streifen fern am Horizont mit durstigen Blicken einsog, überkam sie das Gefühl einer bisher nie empfundenen Größe. Die einfachen Linien, die zart getönten Farben, die reine Luft, die wie aus dem Meere geboren sich an ihr Gesicht schmiegte, das alles war wie eine Beschwichtigung, wie eine Milderung der brennenden Fragen, die sie in den letzten Wochen umgetrieben und die ihr den seltsamen, fast bizarren Einfall eingegeben hatten, hier in dem Schweigen der herben Natur, hier in der Abgeschiedenheit von allen Menschen, Weihnacht zu feiern.

Noch klang ihr das Lachen in den Ohren, mit dem Tesmonda Olrichsen, die bewunderte Pianistin, die großen Augen auf sie gerichtet und gesagt hatte: „Solche Schrullen darf man sich in Ihren Jahren eigentlich noch nicht erlauben. Man begibt sich damit aus der Welt des Sehens in die Region des Spintisierens, in die des Ahnen-Wollens. Das sollte ein sich im Leben behauptender Künstler niemals tun." Dabei hatte sie ihre feinen Finger, die das Entzücken der Kunstkritiker waren, gehoben und gegen sie geschüttelt. Regine Walter bohrte die Spitze ihres Schuhs tief in den Boden, der hier von trübem, braunem Heidekraut überdeckt war. Im Grunde hatte die gescheite Tesmonda mit ihren hellen, undurchdringlichen Augen wieder schärfer gesehen als alle die Uebrigen. Sie hatte sich hinwegbegeben wollen aus der Welt des Sehens in jene feine Dämmerschicht, die zwischen Ahnen und Erkennen schwankt, und aus der einem suchenden Menschen doch hier und da ein Lichtstrahl zuteil wird, der ihm über die Dunkelheiten des eigenen Weges hinleuchtet. Ob ihr diese Menschenferne, dieser Rücktritt von allen Berührungen mit dem gegenwärtigen Leben einen solchen Strahl geben würde?

Der Vorangehende blieb plötzlich stehen vor einem Hause, das sich mit einem niederen Giebel und gerundetem Treppenstein aus einer kleinen Wegmulde erhob. „Wir sind da", sagte er und stieß Erde und ein wenig Eis von den derben Stiefeln. „Es ist früher das Pastorat des Dorfes gewesen; aber man hat den Pastor in die nahe Stadt gerufen, in der der größere Teil seiner Gemeindemitglieder wohnt. Wir werden hier nur so nebenamtlich mitversorgt."

Dabei stieß er die Türe auf und trat hinter sie zurück, und nur noch mit einem raschen, nach rückwärts gerichteten Blick vermochte sie die alte Kirche zu umfassen, die sich unfern des Hauses plump und wie aus diesem Boden herausgewachsen erhob, ohne einen schlanken Turm, ohne eine Spitze, die den Himmel grüßte. Ein paar halbverfallene Gräber schienen sie zu umgeben. Ein leichter Frost flog über die Ankommende hin, und mit gesenktem Kopf trat sie über die Schwelle des in das winterliche Grau hinausschauenden Hauses.

Aber noch, als die Bewohner dieser Räume längst im Schlaf lagen, und nur der Wind mit sonderbar weichen Strichen um die einsamen Mauern fuhr, lehnte sie Kopf und Arme gegen die Fenster und taute mit dem warmen Atem ihres Mundes immer wieder die kleinen Scheiben auf, die sich von draußen leise mit feinen Eisranken zu überziehen begannen. Dabei suchte ihr Auge den kargen Platz, der die Kirche umgab, und ihre Lippen sprachen leise einen Namen, der wie etwas Fremdes und doch ihrem Herzen Vertrautes in die Stille ringsum fiel.

Wie lange mochte es her sein, daß sie diesen Namen gesprochen hatte, nie vor Anderen, kaum zu sich selber? Sie begann halb mechanisch zu zählen, fünf, sieben Jahre. Die Zahlen verwirrten sich, der Kopf sank immer wieder vornüber. Die letzten Tage waren zu voll gewesen von Arbeit, von Zurüstungen zur Reise, von den zwei großen Weihnachtskantaten, die sie zu singen gehabt hatte. Mit tastenden Händen suchte sie ihr Lager auf.

Als sie sich jedoch am nächsten Morgen erhob und in den halb verschwimmenden Tag hinausblickte, wußte sie ganz deutlich, daß neun Jahre vergangen waren, seit sie jenen Namen von gestern genannt, seit sie jenen kurzen, schmerzvollen Brief geschrieben hatte, der für immer das Band zerschnitt, das sie an ihn, das ihn an sie geknüpft und von dem sie einmal Beide geglaubt hatten, daß es für die Ewigkeit bestimmt wäre. Was glaubte man nicht alles, wenn man so zum ersten Male lieb hatte, so jugendlich, so heiß, so aus dem Ueberschwang heraus! Er war ja auch die Güte selbst gewesen, so voll Treue, Feinheit des Empfindens und Festigkeit des Willens. „Mein Fels", hatte sie ihn damals kosend genannt und zu ihm aufgesehen mit jener Glut, die noch durch keinen Aschenregen gedämpft war. Es war auch kein Aschenregen gekommen; vielmehr eine neue Glut, die sie über die Ebenheiten des täglichen Liebens und Lebens hinaustrug zu jenen Höhen der Kunst, die ihre Seele mit Schauer füllte und ihrem Dasein eine andere Richtung gab. Denn durfte und konnte man es überhören, wenn ein Berufener sagte: „Sie tragen einen goldenen Schatz in der Kehle, an dem unendlich Viele reich werden können." Sie hatte es nicht überhört. In ihre Seele war es gefallen wie

ein Funke, der alles in Brand zu setzen bestimmt ist. Unter dessen heißeren Gluten auch das hinwegschmelzen muß, das einstmals Licht und Freude des Tages gewesen ist.

Sie mußte es ihm sagen. Er würde es verstehen. Nur keine Halbheiten hier und dort: Aber zu ihm gehen, ihm in die Augen sehen und schauen müssen, wie langsam und leise aller Glanz in ihnen erlosch — das hatte sie nicht vermocht. Dazu hatte sie ihn zu lieb. Sie mußte ihm weh tun, sie wußte es; doch sie konnte nicht die Blutstropfen aus der Wunde einzeln hervorquellen und verrinnen sehen. Darum schrieb sie ihm, kurz und warm, herzlich und voll tiefer Dankbarkeit für alles, das er und seine Liebe ihr gegeben hatten, verschwenderisch gegeben. Sie hatte es lange gewußt. Es war auch ein Briefblatt zurückgekommen. Darauf hatten nur die Worte gestanden: „Ich gebe Dich frei! Sorge nicht um mich. In Treue Carl Friedrich!" In dem Augenblick noch, da ihre zitternden Hände das Blatt umschlossen und an ihre Augen und ihre glühende Stirn drückten, hatte sie gefühlt, daß eine Welt hinter ihr zerbrach, hatte es alles fast körperlich empfunden, die langen Briefe, in die hinein er sein ganzes Wesen goß, die gemeinsame Lektüre, bei der er so ganz der Führende war, die stillen Abende, da sie, ihre Hand in seinem Arm, durch die Felder gegangen war, während über ihnen das gewaltige Rund des Himmels sich mit Sternen füllte, unter denen sie ihre Lieblinge hatten, zu denen sie mit fast abergläubischer Innigkeit aufschauten, die Venus, der Nordstern. Es waren ihrer sieben gewesen, und er hatte ihren Kopf zurückgebogen und den Glanz ihrer Augen getrunken, einmal, viele Male! „Ja", hatte er gesagt, „so lange uns die sieben Sterne leuchten, mögen wir doch nie unglücklich werden, meinst du nicht auch?" Sie hatte dazu genickt. Warum überhaupt sollten sie vom Unglück reden, da das Glück leuchtend und sieghaft über ihrem Wege lag? Sie hatte sich damals nach Empfang seiner Zeilen mit aller Gewalt, mit der Unbezwingbarkeit eines festen Willens zusammenreißen müssen, um nicht schwach zu werden, um nicht ihren Höhenweg zu verlassen, von dem aus sie Ungezählte beschenken durfte. Der goldene Klang in ihrer Kehle hatte sich stärker und reiner entwickelt, war hinausgeflogen und hatte an andere Seelen gerührt und, das wußte sie, an das Beste in diesen Seelen. Sie hatte ihren Schritt nicht bereut. Sie hatte gewuchert mit dem ihr vertrauten Pfund, und Viele hatten es ihr gedankt. Sie hatte die Mutter zu sich nehmen, sie hatte ihre letzten Tage schmücken dürfen mit allem, was das Leben leicht, farbenhell und schön macht. Nur zuweilen war es in ihr gewesen wie ein Lauschen nach jener anderen Welt zurück, die sie verlassen hatte. Nur ein Ton; nur die zitternde Schwingung eines solchen. Aber es war nichts gekommen, das ihr je von seinem eigensten Wesen wieder sprach. Von seinem äußeren Dasein hatte sie durch Andere mehr als eine Kunde erhalten. Sie wußte, daß er in seinem Archiv, daß er unter dem Reichtum seiner Bücher gelebt und aus dieser Enge in die Weite geblickt hatte. Man hatte ihr berichtet, daß er mit einer älteren Schwester gemeinsam Haus hielt, daß es ihm nicht an Behagen, an freundschaftlichem Verkehr gefehlt hatte. Ja, sie hatte sogar erfahren, daß er sich am Strande der ebbenden und flutenden Nordsee ein Häuschen gebaut hatte, von dem aus er weit über die Heide und das Meer schaute; ein unendlich schmerzliches Lächeln legte sich über ihr Gesicht. Sie wußte das alles; nur das Eine nicht, danach sie in einsamen Stunden lechzte, danach ihre Seele gleichsam bittend die Hände ausstreckte, die Kunde, ob er ohne Bitterkeit ihrer gedenke und zuweilen, ach, zuweilen nur die Erinnerung noch pflege an das, das sie Beide verband und für immer verbinden würde, wenigstens nach ihrem Sinne. Dann war die Nachricht seines Todes gekommen. Im letzten Herbst; und seitdem ließ das Verlangen, das fast verzehrende Verlangen sie nicht los, diese Fragen zu ergründen, über die sein eigener Mund ihr keinen Aufschluß mehr geben konnte; denn wenn er einst zu ihr gesagt hatte: „Ich werde von jedem Stern herunter noch zu dir reden können und du wirst mich verstehen", so gehörten jene Worte der Zeit an, da ihre Herzen auf das engste miteinander verbunden waren, und da jeder die geheimsten Gedankenwellen des Andern kannte oder spürte. Aber nun?

Sie hatte ihren Anzug beendet. Sie hatte ihr Frühstück als Einzige in dem pastoralen kleinen Pensionshaus eingenommen; denn wem sollte es einfallen, in dieser Einsamkeit, an diesem windumwehten Strande das Fest der Lichter und der Gemeinschaft zu begehen?

Nun hatte sie Mantel und Kappe angelegt und trat ins Freie hinaus. Es umfing sie der gleiche, weiche Atemzug des Meeres, der ihr gestern abend schon eine Wohltat gewesen war. Ihr Fuß trat in denselben feinen flimmernden Sand, und die dürren Zweige des Heidekrauts zerbrachen wie gestern unter ihrem Tritt. Von ferne aber nahm das leise Rauschen und Gurgeln des steigenden Wassers ihre Seele gefangen. Jenes Schwellen und Gären, jenes Rieseln und Aus-der-Tiefe-hervordrängen, das wie aus ewigen Quellen kommt und zu ihnen zurückkehrt. Sie trat bis an den Rand des Wassers vor und sah mit Entzücken, wie es eben erst die Algen umspülte und nun schon ihre Füße zu netzen begann, so daß sie weiter und weiter zurücktreten mußte und doch sicher war, in der nächsten Minute eingeholt zu werden. Immer stärker, immer brausender wurde der Ton, der von dort kam, wo die Sonne in mattem Streif die ungeheure Weite der offenen See berührte und ihr Strahlen herübersandte. Sie schaute sich mit einem langen Blick um.

Diesem Ton, diesem Rauschen der ewig steigenden und sinkenden Wasser also hatte er gelauscht; diesen Blick hatte er hinübergetan zu den Inseln, die fern und verschwebend am Horizonte lagen, auf diesen Boden hatte er das Haus gestellt, in dem er die Stunden der Muße und Freiheit verbrachte, und in dieser Erde hatte er gewünscht den langen Schlaf zu tun, den kein Tritt der Irdischen mehr stört.

Sie bückte sich nieder und berührte mit den Händen den Sand, als könne sie mit dieser Bewegung auch ihm nahe sein, der ihr doch so fern war wie immer. Auch zu seinem Grabe hinüberzugehen war nicht ihr erstes Verlangen gewesen. Was sollte ihr ein Toter aus seinem Grabe sagen können, wo der Lebende zwischen ihr und sich so unentwegt die Grenze des Schweigens hergestellt hatte? Es sagte ihr auch nichts, als sie entschlossen zum Kirchhof hinaufgehend, es nach kurzem Suchen fand. Es schienen hierherum nicht Viele sich aus der weichen Luft des Tages und seines Lichts hinwegbegeben zu haben und sein Hügel mit der schlichten Steinplatte lag als etwas ganz Neues und fast Lebendes da: „Carl Friedrich Meßner, Doktor der Philosophie und Archivdirektor. Geboren in Sankt Margarethen, gestorben dahier." Sie blickte sich um, als wenn mit diesem Worte gerade diese wenigen Fußbreit Erde gemeint wären, und strich zart mit den Händen über die Tannenzweige hin, die man auf den Hügel geschichtet hatte, um sie in der nächsten Minute mit einer Gebärde tiefer Enttäuschung zurückzuziehen. Nein, auch von dieser Stätte aus hatte er ihr nichts zu sagen, nicht einen Laut, der auf ihren Weg würde leuchten können, der die schwere Bürde zu heben imstande gewesen wäre, die von Zeit zu Zeit ihr Herz befiel, als hätte sie ihm mit dem Verzicht, den er ihrer Lebensleistung zu bringen hatte, zuviel auferlegt, als habe sie die Fähigkeit der Freude, die er einst in so reichem Maße besessen, als habe sie sie zum Ersticken gebracht.

Mit leerer Seele wie mit erloschenen Augen trat sie von dem Hügel zurück. Es war eine Torheit gewesen, zur Festzeit hierher zu kommen, Tesmonda hatte es vorausschauend gesagt, und vom Ahnen hatte sie auch nicht der schmalste Weg zum Erkennen geführt. Sie stand vom Boden auf, wo sie eine Weile gekauert hatte, und strich das Haar unter die Kappe zurück, das der Wind in jeder neuen Minute hervorzuziehen versuchte.

Aber der Tag war noch lang und die Heide dehnte sich weit und hier von der kleinen Erderhebung, auf der die Kirche lag, konnte man auch die wenigen verstreut liegenden Häuser überschauen. Menschen, die nach Ruhe suchten, hatten sie sich hier in Wind und Kraut hineingestellt; darunter auch er.

Mit ungeduldiger Hast und als gelte es, Unwiederbringliches einzuholen, begann sie zu laufen, vom Kirchhof hinunter und über den verwachsenen Dorfweg, über einen alten Dünensaum und nun in die Unendlichkeit der Heide hinaus, hinter

der sich der Kiefernwald wie eine schützende Wand erhob. Je näher sie jedoch den einzeln im matten Schein des Tages daliegenden Häusern sich nahte, desto stärker begann ihr Herz zu schlagen, und fast als begehe sie eine Indiskretion, trat sie an die verschiedenen weißen Gitterpforten heran, ja, sie klinkte auch wohl die eine oder andere auf und trat in die kargen Gärten hinein. Ein paar schwankende Flaggenmasten, ein verwehtes Beet sprachen mit halblauter Stimme von den sommerlichen Freuden, die nun hinter ihnen lagen wie das Licht und die langen Tage, die über dieser Küste zur Mittsommerzeit kein Ende zu nehmen schienen. Auf einem der Gartensteige lag noch ein zerbrochenes Spielzeug, gerade, wie die Hand eines Kindes es fortgeworfen haben mochte. Sie klinkte leise die Gartenpforte zu. Dies Haus konnte das seine nicht gewesen sein; denn in ihm war kein Kind daheim gewesen, und keine kleinen, trippelnden Schritte waren den Weg hinauf und hinab gesprungen.

Der Weg machte nun eine kleine Biegung und, fast ohne es zu merken, stand man unmittelbar einem andern Hause gegenüber, dessen Scheiben noch jetzt wie still betrachtende Augen ins Weite schauten, während am Pumpenrohr ein paar kleine Eiszapfen hingen, die in der Sonne langsam zu schmelzen begannen. Sie hob die Blicke und überflog den niederen Giebel, um über der Türe innezuhalten mit Suchen. Mit einem Male stieß sie einen kleinen Schrei aus, beschattete die Augen nocheinmal mit der Hand und las aufs Neue, was beim ersten Sehen nur rein bildhaft in ihr Bewußtsein gedrungen war: „Das Haus zu den sieben Sternen."

Die Füße versagten ihr. Sie mußte sich eine Weile gegen den niederen Wall stützen, der im Sommer von Zittergras und Glockenblumen überwuchert sein mochte; dann öffnete sie die Gittertür und trat auf die Schwelle des Hauses. Es war, wie sie erwartet hatte, verschlossen; aber schon die Berührung des Drückers tat ihr wohl. Und da war auch das Schild, auf dem sein Name stand, unscheinbar und schlicht: Dr. Carl Friedr. Meßner. Sie legte ihre beiden Hände darüber. Ihr Blut wogte, und doch ging es wie eine unendliche Beruhigung über in ihr ganzes Sein. Er hatte zu ihr gesprochen. Er sprach noch zu ihr in dieser Minute, jedem andern Ohr unvernehmbar: „Das Haus zu den sieben Sternen." Darin lag aller Friede eines Herzens, das überwunden hatte, alle Treue, die noch aus dem Vergangenen heraus zu leben vermocht hatte, alles Gedenken an die stillen Stunden, die sie miteinander verlesen, verträumt, und in denen sie zu den Sternen aufgeschaut hatten! Diese Sterne hatten über seinem Leben gestanden, auch nachdem sie daraus gegangen war. Sie hatten es nie ganz dunkel werden lassen, und in ihren stillen Glanz war auch sie mit eingeschlossen gewesen, die er einstmals geliebt hatte, die er, dessen war sie nun gewiß, für keinen Augenblick aus dem Schutz seines Herzens herausgelassen hatte.

Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, die an ihren langen Wimpern hingen und dann niederfielen, nieder auf die Schwelle seines Hauses, das unter dem Zeichen der Sterne gestanden hatte.

Dieser Stunde ließ sich nichts sonst vergleichen. Sie hatte sie aus der Dämmerung des Ahnens zum Licht des vollen Erkennens geführt, und dies Erkennen löste die Spannungen ihres eigenen Lebens und ließ sie die Gestalt des Gegangenen in einer Verklärung sehen, die auf sie selbst zurückfiel.

Die Arme ausgestreckt, den Kopf zurückgeworfen, ging sie von Scheibe zu Scheibe, und wenn sie auch von Vorhängen verschlossen waren; hinter ihnen hatte doch eine Helle geleuchtet. Sie hatte sie nicht verlöschen lassen. Sie war nicht aus ihr ausgewiesen worden. Auf jedem Steige des Gartens schien noch sein Tritt zu liegen, und wie ihre Füße leicht darüber hinstrichen, glaubte sie, sie noch zu fühlen.

Als sie gegen Mittag zum alten Pastorat und seinen kühlen Fliesenböden zurückkehrte, meinte der Pensionsinhaber, es müsse doch etwas Rechtes um die Luft hier sein; denn sie habe schon ein ganz anderes Aussehen, und er schüttelte den Kopf, wie um über diese Wirkungen nachzudenken. Dann aber besann er sich darauf, daß heute Heiliger Abend sei und daß man dieser aus der großen Stadt hierherverwehten Frau doch auch zu ihrer Festbesonderheit verhelfen müsse, und er meinte, daß sie zwar an den großen Feiertagen nichts vom Pastor hier draußen zu erwarten hätten, daß aber der Heilige Abend der Gemeinde hier gehöre.

Die Fremde nickte und trat gegen Abend mit den Dorfbewohnern unter die Tür, die aus ein paar schlichten Steinbogen gebildet war. Sie hörte den unmelodischen Gesang der Kinder und sah die weißen Kerzen auf den alten Messingleuchtern brennen und hinuntertropfen. Sie hörte den jungen Pastor sprechen von der Gnade und trank das Wort ein, das sie zum ersten Male in ihrem Leben verstanden hatte und das ihre Seele wie in einer schimmernden Schale aufgefangen hatte, um es, das wußte sie, nie mehr zu verlieren.

Kiel Emma Müllenhoff

Heinrich Braun

In memoriam

> Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmaschеuropa Rassenfragen aufzuwerfen! (Gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Borneo hat.) Maxime: Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassen-Schwindel Anteil hat.
>
> Friedrich Nietzsche, Nachlaß Bd. II, S. 433.

Den meisten war Heinrich Braun (1854—1927) bisher wohl nur bekannt als der Mann der Lily Braun („Memoiren einer Sozialistin") und als der Vater Otto Brauns („Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten"). Darüber hinaus hatte der Name Heinrich Braun aber einen guten Klang in der Wissenschaft der Nationalökonomie und Sozialpolitik und — in der verborgenen Welt Gottes. Außerdem war er fünfzig Jahre den Führern der Sozialdemokratie verdächtig und verhaßt als ein unbequemer, weil geistiger und kritischer Parteigenosse. Heinrich Braun wirkte im Verborgenen und aus dem Verborgenen heraus. „Einfluß zu üben, ohne hervorzutreten, war die ihm gemäße Art." Erst in diesen Wochen, 5½ Jahre nach seinem Tode, wird sein großes, schweres Schicksal und sein herrliches strahlendes Menschentum der weiteren Oeffentlichkeit offenbar. In Rainer Wunderlichs Verlag in Tübingen erscheint soeben seine Biographie „Ein Menschenleben, Heinrich Braun und sein Schicksal" von Julie Braun-Vogelstein (576 Seiten. Mit zwei Bildern und einem Faksimile. Geheftet 5,50, in Leinen 8 M.). Die treue Sachwalterin des geistigen Erbes Heinrich Brauns, die auch Ottos Buch und die gesammelten Werke Lilys herausgegeben hat, hat hier ein Meisterwerk einer Biographie geschaffen, dessen Lektüre nicht nur ein ästhetischer Genuß, sondern auch ein erlesener geistiger, historischer und ethisch-religiöser Gewinn ist.

Die innerste Triebkraft von Heinrich Brauns Sein und Wirken war sein Streben nach dem Reich der Ideen und seine Liebe zum Menschen. Sein Wesen war Geistigkeit und Menschlichkeit. Er war Platoniker und religiöser Mensch zugleich. Als Student der Jurisprudenz entdeckt er in den siebziger Jahren seine eigene Frömmigkeit an den deutschen Mystikern, deren Ideal der Gelassenheit und des Loslassens er mehr und mehr in praxis pietatis, in selbstloser tätiger Frömmigkeit verwirklicht. Opferfreudigkeit und materielle Bedürfnislosigkeit waren schon früh für ihn bezeichnend. Schon damals hängt er seiner teuersten Liebhaberei nach: geistigen Menschen zur Ausbildung zu verhelfen. Als Sohn reicher Eltern findet er sein heimlichstes Glück darin, mit minderbemittelten Studiengenossen seinen großen Monatswechsel zu teilen. Um viel geben zu können, schränkt er sich selber auf das Aeußerste ein. Mit drei bis vier Talern beköstigt er sich einen ganzen Monat, nur von trockenem Brot und Obst sich nährend, bekennend, daß er sich „nie körperlich und geistig frischer, nie arbeitslustiger und arbeitskräftiger" gefühlt habe, als bei dieser Kost. Er wird Vegetarier aus Religion und in der Nachfolge Pythagoras, Plotins und Porphyrios': für eine vita spiritualis eine Selbstverständlichkeit und eine Förderungsquelle sondergleichen. Aber dieser Fromme „strenger Observanz" war kein weltabgewandter Träumer, sondern zugleich ein weltaufgeschlossener, für die Schäden seiner Zeit mehr als seine Alters-

und Standesgenossen hellsichtiger Politiker. Die sozialen Schäden der Zeit politisch zu lindern und zu heilen, treibt ihn ein religiöser Drang. Aus Religion wird „der reiche Jüngling" denn auch schon als Student Sozialist. Aber Heinrich Braun war kein Schwärmer, sondern ein unerbittlich kritischer und gründlicher Wissenschaftler. Zweimal drängen wohlwollende Lehrer ihn zur Privatdozentur, aber die akademische Laufbahn scheitert an seiner charaktervollen Eigenwilligkeit, an seinem Trachten nach absoluter geistiger Unabhängigkeit und an seinem offenen Bekennertum, an seinem Bekenntnis zum Sozialismus.

Aus Menschenliebe wurde Heinrich Braun Sozialist. Für ihn war Sozialismus Humanismus, und darunter verstand er weder die Angelegenheit eines gelehrten Klüngels, noch die Bildungsfrage einer kleinen erlesenen Schar, vielmehr Kultur der Gesamtheit, Erneuerung und Vermenschlichung des ganzen Daseins. Ein solcher Sozialismus konnte nie hoffen, allein durch den Klassenkampf der Arbeiter verwirklicht zu werden. Alle gestaltenden Kräfte mußten mit an ihm schaffen; keiner durfte sich dieser Aufgabe entziehen. Die Eingliederung des Proletariats in die Kulturgemeinschaft schwebte ihm als die große Aufgabe des Sozialismus vor, in der „Befreiung aller höheren Fähigkeiten des zur Schleuderware erniedrigten Menschen im Dienste schöpferischer Kultur" sah er die Mission des Sozialismus. Ein Zusammenwirken der geistigen Kreise mit der Arbeiterschaft und eine organische Umbildung und Verbesserung der sozialen Zustände erschien ihm als die nächste heilsnotwendige politische Aufgabe. Die Gewinnung geistiger Menschen, wie z. B. Viktor Adlers und Paul Natorps, für den Sozialismus war eine seiner privaten Leidenschaften. Aber damit wäre nicht viel erreicht gewesen. Es galt energischer die Diagnose und Heilung des kranken sozialen Körpers in Angriff zu nehmen. Der Platoniker und Sozialist Braun wurde ein geistiger „Unternehmer" und Gründer ersten Ranges. Er gründete das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik", dessen Mitarbeiterkreis, wie Sombart sagt, „die gesamte Kulturwelt umfaßte". Es stand von vornherein auf überparteilicher, rein sachlich wissenschaftlicher Grundlage und sollte doch letztlich dem Leben dienen, die Wissenschaft für das Leben und für die Geschichte fruchtbar machen. Alle Parteien und Richtungen vom Konservativen bis zum Sozialisten bildeten hier eine erste wirklich interfraktionelle Arbeitsgemeinschaft. „Ein Bravourstück" nennt Jastrow in geschichtlichem Rückblick nach 25 Jahren das damalige Beginnen des Sozialdemokraten Heinrich Braun, 1888 „unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes für sein Archiv einen Kreis erstklassiger Mitarbeiter ohne Unterschied der politischen Parteien zusammenzubringen". Das Geheimnis dieser schöpferischen Synthese sich widerstrebender Geister lag in der Lauterkeit, in der geistigen Vornehmheit und Sachlichkeit der Persönlichkeit des Herausgebers. „Zu einer Zeit, als die Wissenschaft den fruchtbaren Kern der ökonomischen Geschichtsmethode noch nicht entdeckt hatte, als deren marxistische Vertreter sie im philosophischen Sinne materialistisch auffaßten und demgemäß handhabten, legte das ‚Archiv' in sorgfältigen Sonderforschungen die Wechselwirkung wirtschaftlicher und geistiger Faktoren dar." „Heute steht das Organ des Internationalen Arbeitsamtes in Genf indirekt auf den Schultern der Schöpfung Brauns" (Stephan Bauer). Im Jahre 1903 verkauft Braun sein Archiv und übergibt die Redaktion an Männer wie Werner Sombart und Max Weber. Vorher hatte er das „Sozialpolitische Zentralblatt" gegründet. Von zahlreichen Plänen wurden noch Wirklichkeit die sozialistische Wochenschrift „Die Neue Gesellschaft", die aber nach zwei Nummern schon wieder einging infolge der Hetze der sozialdemokratischen Partei gegen Braun (später erschien sie neu) und die „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung", in denen Braun die Ideale seines ehemaligen „Archives" weiter verfolgte. „Er war auf sozialökonomischem Gebiet ein Kritiker, aber kein schöpferischer Denker" bemerkt die Biographin. Er wußte wahrscheinlich zu viel, um ein Theoretiker des Sozialismus, ein Volksredner oder Parteiführer werden zu können.

Die Intelligenz hatte er, soviel er vermochte, zur Lösung der sozialen Frage eingespannt. Nun stellt er sich die schwierigere Aufgabe, die Sozialdemokratie von innen her umzubilden, eine Vergeistigung und Politisierung der Partei herbeizuführen, um der Partei und Deutschland zu dienen. Ein heroischer Kampf gegen die Ungeistigkeit der Partei beginnt. Es muß eine unerhörte Spannung zwischen seinem geistigen Wesen und seiner Partei bestanden haben. Jeder andere hätte es sich an seiner Stelle bequem gemacht und wäre in Entrüstung, Verachtung und billigem geistigem Hochmut aus der Partei ausgetreten. Heinrich Braun geht in Langmut und Liebe der irrenden Partei nach, er bleibt der Sache oder vielmehr dem leidenden Proletariat, den Menschen treu, die er hinter der Sache sieht. Er wollte die Intelligenz gewinnen, die Partei durchgeistigen; die Partei (Bebel, Kautsky und Genossen) wollte die Intelligenz ausschalten. „Während seine Partei sich in Verachtung ‚bürgerlicher' Wissenschaft und Kunst gefiel, beseelte ihn Verehrung für alles Große und Schöne." Er war ein Feind der Phrase, der nur kritisierenden und demonstrierenden Taktik, der „Politik der Verneinung". Die Kläglichkeit und Seichtigkeit der Parteiliteratur war ihm zuwider, die Methode persönlicher Beschimpfung, in der sich ein Teil der Parteischriften gefiel, war ihm ein Gegenstand nicht nur moralischen, sondern geradezu physischen Ekels. Er wollte „positiv schöpferische Politik". „Nicht Mordlust und Zerstörungswut, sondern die großen Gedanken, nach denen sich das Bild der Zukunft gestalten muß, sind uns revolutionierende Kräfte." „Ein nur auf den Kopf gestellter Klassenstaat, in dem wieder Faustrecht herrscht und der Geist frondet, erschien Heinrich als Reich des Antichrist, verdammenswert und bis zum letzten Atemzuge zu bekämpfen." In der ökonomischen (materialistischen) Geschichtsauffassung sieht er (der Platoniker) nur eine historische Methode. Wille, Idee und Tat sind auch ihm in Staat und Gesellschaft die wahren gestaltenden Mächte. „Raum genug findet eine jede Generation, die Vorgänge zweckvoll zu lenken. Läßt sie ideenlos den Dingen ihren Lauf, dann vergeht sie sich an Gegenwart und Zukunft." Gegen Chiliasmus und Eschatologie war sein Sozialismus gekehrt, an das messianische Reich auf Erden, an die Harmonie der „ungelösten, vielleicht unlöslichen Dissonanz im Zusammenleben der Menschheit glaubte Heinrich Braun nicht"; dazu war er zu sehr Realist. Ihm ist Befreiung gebundener Geister aus den Fesseln der Materie der tiefste Sinn des Sozialismus. Sein vergeistigter Sozialismus mußte dem Proletariat wie dem Bürgertum unbequem sein: er wollte die Befreiung und Entfaltung des wahrhaften, wesenhaften Menschen. Allem Hedonismus stand er fern. „Nicht daß die Menschen es gut hätten (‚das größte Glück der größten Zahl'!), vielmehr, daß sie in sich das Gute und Schöne entfalten könnten, hielt er für erstrebenswert." Er glaubte, „daß der Druck des Materiellen auch ohne phantastische Zunahme des Volksreichtums sich wesentlich verringern lasse", wenn man zu einer zweckmäßigen frugalen Ernährungsweise überginge. Doch sah er bald resigniert ein, daß auf diesem Wege der Menschheit nicht zu helfen war, „weil der Bauch heiliger gehalten wird als der Geist, und die Menschen wohl auf höhere Güter, nicht aber freiwillig auf Wurst und Speck verzichten".

Daß ein solcher spiritueller Mensch als „Fremdling in der Partei" empfunden wurde, nimmt nicht wunder. Heinrich Braun sympathisierte mit dem Revisionismus Eduard Bernsteins. 1903 wurde er vom Wahlkreis Frankfurt-Lebus in den Reichstag gewählt. „Wir wählen nicht rot, wir wählen Braun!" Es war die Persönlichkeit, weniger die Partei, die man in ihm wählte. Sein Kampf galt der Diktatur, der Orthodoxie und der „ochlokratischen Richtung" innerhalb der Partei. Schon auf dem Lübecker Parteitag 1901 hatte er die Resolution eingebracht, „die Notwendigkeit der Selbstkritik für die geistige Fortentwicklung der Partei" anzuerkennen. Der Antrag wurde abgelehnt. Mit der Meinungsfreiheit schien aber in Heinrich Brauns Augen der Sozialismus selbst bedroht. „Berühmt" wurde Braun dann durch seinen Waffengang zur Rettung „einer freien Republik der Geister" auf dem Parteitag in Dresden 1903. Diesen geistigen Kämpfer muß man lieben in seinem schneidigen Kampf gegen die Bebel, Kautsky, Mehring, gegen die wildgewordene johlende Menge des Parteitages! Vor allem mit Mehring rechnet er ab: „Als literarische

Persönlichkeit gleichen Sie einem in Erz gewappneten Ritter, der unverwundbar scheint, an dem alle Fechterkunststücke vergeblich abprallen. Und doch ist diese Rüstung, in die Sie sich einhüllen, nicht aus Eisen, sondern aus Pappe und mit Eisenfarbe bloß überstrichen... Sie leben allein von der Lüge", und dann hagelt es Beweise. Die Folgen dieses Einsatzes für die Freiheit des Geistes sind für Heinrich Braun unerhörte Verleumdungen und Eingang der „Neuen Gesellschaft".

Während des Krieges bemüht er sich bei Staatsmännern um das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für den Preußischen Landtag, damit rechtzeitig die „unerläßlichen Reformen auf dem Weg einer ruhigen organischen Entwicklung" durchgeführt würden. Voller Enttäuschung erlebte er dann die Revolution. Er bietet seine Mitarbeit an unter der Bedingung, daß er weder durch Titel noch Gehalt entlohnt werde. Er bekommt keine Antwort, weil man nicht weiß, was man mit einem Mann anfangen soll, der Rang und Besoldung ablehnt. Als Konrad Haenisch ihm eine Universitätsprofessur anbietet, lehnt er sie ab: „statt ‚Beutepolitik' für die Genossen zu betreiben, solle das neue Ministerium tüchtige, nichtsozialistische Gelehrte berufen". Daß der mit seiner Muttersprache wenig vertraute „Unabhängige" Adolf Hoffmann zum Kultusminister gemacht wurde, empfand Braun als Posse, und er schrieb an Kautsky, das geistige Oberhaupt des deutschen Sozialismus:

Adolf Hoffmann ist als preußischer Unterrichtsminister eine Schmach für die Sozialdemokratie jeder Richtung und die gesamte Arbeiterbewegung, ... eine dauernde Kompromittierung der Revolution. Schlechterdings gibt es nichts, was rechtfertigen könnte, daß eine Person von Hoffmanns Eigenschaften an die Stelle gesetzt worden ist, die einst Wilhelm von Humboldt eingenommen hat. Bitte, erwöge, was ich Dir sage und versäume nicht Deine Pflicht.

Die Pflicht wurde versäumt.

Dieser wahrhaft „unabhängig" gesinnte Sozialdemokrat Dr. Heinrich Braun, der kein Agitator, kein Demagoge, kein „Revolutionär", kein volkszerstörender „Marxist", sondern ein Erkennender, ein Liebender und Helfer war, war Jude. Ein Jude arbeitete hier zeit seines Lebens selbstlos an der Vergeistigung und Veredlung, an der Erziehung des deutschen Proletariats. „Im Deutschtum war er beheimatet, im Judentum fühlte er sich fremd." „Zum Judentum stehe er in keinerlei innerer Beziehung", schreibt er einmal an Natorp. Frei von jeder „Timidität" war er seinem Wesen nach eine Regentennatur, ein heimlicher König, ein wahrhafter Edelmann. Als einen „jungen Löwen" empfand ihn schon sein Klassenkamerad Sigmund Freud. Für die meisten Juden empfand er keine Zuneigung. „Selbst an den Meistern des Sozialismus, an Karl Marx und Ferdinand Lassalle, stieß ihn mancher Charakterzug ab. Als er aber den jüdischen Mystikern im mittelalterlichen Deutschland begegnete, war es ihm wie ein Wiederfinden seiner Brüder im Geiste." „Gleich einer Geliebten war ihm Deutschland wert. Weil nichts ihn härter traf, als wenn seine Geliebte sich gegen ihr wahres Wesen verging, so schmerzte es ihn, daß Deutschland mehr und mehr sich im Materiellen verlor. Mochten andere Völker diesem Moloch verfallen, keines gab wie das deutsche seinen Geist, sich selbst damit auf." An Heinrich Braun und denen, die seiner Art sind, kann uns das eine zum großen Erlebnis werden: es gibt deutsches Judentum, im Unterschied von allem andern Judentum. Die Menschen, die Gott in alteingesessenen jüdischen Familien in Deutschland geboren werden läßt, sind uns von Gott zugedacht, gehören zu uns, sind dem Deutschtum wesensverwandt, fühlten sich metaphysisch zu ihm hingezogen. Wer sein Deutschtum liebt und es für besonders hochwertig hält, und wer die geistigen und sittlichen Hochwerte des altisraelitischen Volkstums kennt, der darf glauben, wenn er es noch nicht weiß und erfahren hat, daß die Vermählung von edlem israelitischen Blut und Geist mit deutschem Geist und Gemüt eine zauberhafte Mischung menschlicher Persönlichkeit und Geistigkeit ergeben kann. Mit diesem „Axiom" sollte man ohne Vorurteil und mit Liebe Persönlichkeiten wie Heinrich Braun begegnen. Und man wird beglückt sein.[1])

[1]) Der Uebergang des Judentums zur vegetarischen Ernährungsweise wäre die genialste Lösung der von Antisemiten als Agitationsmittel gegen das Judentum benutzten Schächtfrage!

Heinrich Braun, eine durchaus monogame Natur, hatte das tragische Geschick in drei Ehen unglücklich zu werden. Mit bewunderungswürdiger weiblicher Einfühlungsgabe und gerechtem Urteil weiß Julie Braun uns die seelischen Probleme und Konflikte dieser Ehen darzustellen. Mit welcher Zartheit und Keuschheit werden die intimsten Dinge gesagt! Heinrich Brauns erste Ehe war ein zwölfjähriges Martyrium, die zweite wurde ihm in schwerer Krankheit von der ihn pflegenden Schwester abgelistet, und selbst die dritte Ehe mit Lily, der der geniale Sohn Otto entsprang, wurde für Heinrich und seinen Sohn zu einem Kelch der Bitternis. „Mich hat das Leben in Allem getäuscht, es hat mich im Kleinen und Großen und Größten betrogen", bekennnt Heinrich in jener Zeit.

Seine letzte und einzige Hoffnung ist sein Sohn. Die Vorläufer einer vita nuova begrüßt Heinrich in der deutschen Jugendbewegung, im Geist vom Hohen Meißner. In seinem Sohn, in dem sich das Blut der Korsen, das preußisch-aristokratische und das jüdisch-aristokratische Blut zu einem ganz besonderen Saft mischten, will er der jungen Generation den Führer, den kommenden Staatsmann erziehen. Ergreifend ist das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Es ist gerade der jüdische Vater, der den Heroen geistig formt, nicht das bloße Blut der Mutter! Der Platoniker Heinrich Braun als Pädagoge Ottos ist ein beglückendes Phänomen für sich. Da bricht der Krieg aus. Mit 17 Jahren meldet sich Otto freiwillig. (Heinrich Braun hatte selber mit 60 Jahren noch zur Front gewollt!) Mit 20 Jahren fällt Otto im Frühling 1918 in Frankreich. Das tägliche und nächtliche Bangen des Vaters um seinen Sohn, das Eintreffen der Trauernachricht in Zehlendorf, das muß man bei Julie Braun nachlesen; noch heute hört man atemlos den schaurig gleichen Takt der Tritte, wie der gebrochene Vater im Dunkel des Zimmers von Wand zu Wand hin und her wankt, ringend um den Sinn des dunklen Geschehens. „Es ist ganz dunkel geworden", mit diesen Worten hatte ihm seine, Lilys und Ottos teuerste Freundin Julie Vogelstein den Tod des Kindes angedeutet. „Niemals war ein Vater so reich und nie einer so verarmt wie ich."

„Heinrichs Hoffnungen sind alle vernichtet." „Der Sozialismus zeigte im russischen Zerrbild sein ‚grauenhaftes' Gesicht, in der verschwommenen, belanglosen deutschen Prägung seine innere Leere." „Eine entgötterte Welt sieht Heinrich rings um sich her. In ihr ist für ihn kein Raum. Er verläßt sie nicht: aber er lebt hinfort in einer andern, überzeitlichen. Sein diesseitiges Leben war beendet."

Ein herrliches Finale von fast einem Jahrzehnt beschließt dieses Dulderleben. Den Vereinsamten ließ ein gütiges Geschick nicht allein. „Ohne Julie wäre er dem Irrsinn verfallen. Nicht als hätte sie ihm geholfen, — daß er ihr (die in Otto den Sohn ihrer Sehnsucht verloren hatte) helfen mußte, rettete ihn." In der Kunsthistorikerin Dr. Julie Vogelstein fand der alternde Heinrich noch die Erfüllung aller seiner Jugendträume (Lily war 1916 gestorben). Julie ist ganz spirituell und doch zugleich ganz sinnenhaft. Mit ihr kann er die geistigen Welten durchwandern, seine griechischen Philosophen und Tragiker griechisch, Dante italienisch, Shakespeare englisch lesen, mit ihr bei Goethe, bei der Bhagavadgita oder Laotse einkehren. „Bei uns ist immer Heiligabend, immer Weihnacht."

Und nun bricht aus dem leid- und glückgesegneten Manne wieder der praktische Mystiker hervor. Wollte die Welt den Weg eines gläubigen und geistigen Sozialismus nicht gehen, dem gläubigen Heinrich Braun war Sozialismus Schicksal und Menschenpflicht. Im eigenen Leben zum mindesten wollte und konnte er seine Ideale verwirklichen: Er ward ein Sozialist der Tat. Heinrich Braun ward mehr als ein Philanthrop, er ward nahezu ein Heiliger. Zeit seines Lebens war er ein königlicher Schenker, ein „Genie der Wohltätigkeit" gewesen. Er gab im Verborgenen: „Wer Hilfe von ihm empfing, durfte den Geber nicht verraten. Diese einzige Bedingung galt unverbrüchlich zu allen Zeiten." Lilys Bücher und Ottos Buch fanden großen Absatz. Und nun gibt Heinrich Braun nicht nach alter Väterssitte den Zehnten, sondern behält kaum den Zehnten für sich. Gelehrte, Schriftsteller, junge Künstler und Studenten aus Proletariat und Bürgertum unterstützt er. Viele Tausende Mark bekommt der hilflos Dank stammelnde Einzelne im

Laufe der Jahre überwiesen. Man wird von unten bis oben elegant eingekleidet, man darf und muß nach zermürbender Vergangenheit monatelang in schönster Gegend sich erst einmal erholen: Herr Dr. Braun bezahlt die Rechnung. Man braucht von Italien nur zu träumen, und Dr. Braun erfüllt den Wunsch. Man braucht ihm nur Bücherwünsche zu äußern, in einigen Tagen laufen die Bücher oder das Geld ein. Er kümmert sich seelsorgerlich um seine Schützlinge, empfiehlt dem Kranken geistige und leibliche Heilmethoden.

Als gott- und naturverbundener Mensch ist er skeptisch gegen die rationale Schulmedizin. Fasten ist eines seiner Hauptrezepte. — Man darf ihm nicht in den Mantel helfen, muß vor ihm durch die Tür gehen, man muß beschämt als zwanzigjähriger Jüngling auf der Straße rechts von dem siebzigjährigen Greis gehen: man ist eben „sein Gast". — Nach Brauns Ansicht müßten nicht die Zinsen, sondern die gestifteten Vermögen selbst verausgabt werden. „Längst hätte man dann zum Beispiel die Tuberkulose so wirksam bekämpfen können, daß eine Menge heute nötiger Einrichtungen sich erübrigten." Er war eben kein Kapitalist, sondern ein praktischer Sozialist. Wie er sich selbst verausgabte und liebend verströmte, so griff er auch seine finanzielle Substanz an. Als der Markkurs in der Inflation sank, legte „er seine Einnahmen lieber in menschlichen Werten als in Sachgütern an", er wechselt die Mark in geistige Werte und in Lebenskräfte um, „eine Währung, die nie außer Kurs gesetzt werden könne". Er bindet sich schriftlich, um seinen geistigen Kindern das Gefühl absoluten materiellen Gesichertseins zu verleihen, er macht die, die an ihn glauben, zu seinen Gläubigern, sich selbst zu ihrem Schuldner. Schließlich, als die Geldentwertung es ihm fast unmöglich macht, seinen „Verpflichtungen" nachzukommen („ich bin dafür, daß Verträge gehalten werden"), kehrt er zu trockenem Brot, Kartoffeln und Aepfeln zurück, um den Andern helfen zu können. Seine Bibliothek plündert er, damit Studenten sich für die alten neue Bücher kaufen können. Einmal findet seine Frau, als sie von einer Reise zurückkehrt, seinen Kleiderschrank leer. Da hatte er einem Verarmten eine Stellung verschafft, und, da er recht abgerissen war, ihm seinen Mantel und gleich drei Anzüge geschenkt. Auf das Vorhalten seiner Frau, weshalb er denn gerade den schlechtesten Anzug für sich behalten habe, bekam sie die Antwort: „Den konnte ich dem armen Manne wirklich nicht anbieten." Es sind da biblische Taten in Zehlendorf und Berlin geschehen. Die mag man in Julie Braun-Vogelsteins Biographie nachlesen.

Eine Lungenentzündung machte in wenigen Tagen Heinrich Brauns Erdenleben ein Ende. Er starb am 8. Februar 1927. Unter den Klängen des Adagio aus der Neunten Symphonie wurde er — nur in Gegenwart seiner Frau, wie seine letztwillige Verfügung es bestimmte — am 11. Februar eingeäschert.

Sehet, welch ein Menschenleben! Sehet, welch ein Mensch! „Heinrich Braun wird nicht als Jude wiedergeboren", sagte mir damals Hans Much. Er mag Recht haben. Aber liegt in diesem Urteil nicht ein antisemitisches Vorurteil? Wenn man die Gnade hatte, in der Gegenwart Juden wie Heinrich Braun zu begegnen, dann ahnt man etwas von jenen geistig-sittlichen Energien, die das echte, edle Judentum vorzeiten in den Propheten und Aposteln an die Menschheit abgegeben hat. Dann ahnt man auch, weshalb der Christus in Israel Fleisch ward.

Das Geheimnis und seltene Ereignis dieser Persönlichkeit war, daß ein homo religiosus zugleich ein Politiker war, und, was noch seltener vorkommt, daß ein Politiker zugleich fromm war. Seine Biographie, die uns Julie Braun-Vogelstein geschenkt hat, ist ein politisches und ein menschliches Vermächtnis. Historie, Epos, Liebesroman, Lyrik, goldene „Legende" und Märchen sind hier zauberhaft ineinander verwoben, wie es in einem echten und großen Menschenleben immer der Fall ist. Kein geistiger Mensch sollte an diesem Buch, kann an Heinrich Braun vorbeigehen. Wer ihm begegnet, wird verwandelt.

Hamburg Carl Anders Scharbau

Deutschland vor der Reformation

Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. Von Willy Andreas, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1932. 656 S. L. geb. 14 RM.

Jede Epoche menschlicher Kultur zeigt ein anderes Antlitz, je nach der Generation, welche sie betrachtet. Es gab bis heute kein befriedigendes Gesamtbild der deutschen Welt am Vorabend der Reformation, welche ihre Erregtheit und ihren Drang nach neuen Lebensformen so geschildert hätte, wie sie unsere, durch den Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen ähnlich aufgewühlte Generation sieht und empfindet. Man ging früher unter anderen wissenschaftlichen Voraussetzungen, anderen Einflüssen der Zeitstruktur und anderen Zielen an die Erforschung jener Zeitwende heran. Die fortschreitende, sich verfeinernde historische Wissenschaft hat neue Quellen ans Licht gebracht und damit neue Blickfelder erschlossen. Aber es fehlte eine zusammenfassende Ueberschau, die das Volksleben in seinen Höhen und Tiefen mit dem Glauben zu schildern sucht, daß auch die Zerstörung eine neue Zukunft verheißen kann.

Diese notwendige Aufgabe hat Willy Andreas, der bekannte Heidelberger Historiker, mit seinem soeben erschienenen Werk gelöst, welches Kirche und Volksreligiosität, Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, Geistesleben und Kunst an der Schwelle der Reformation in einer hinreißenden Fülle von Gesichten heraufbeschwört und wieder lebendig macht. Wir betrachten es in perspektivischer Verkürzung.

1. Weltbild, Kirche, Volksreligiosität

Im mittelalterlichen Leben ist die Kirche der sichtbare Ausdruck einer göttlichen Weltordnung und eines Heilsplanes, welcher im Lauf der Geschichte sich erfüllt. Mit dem Willen zu unerschütterlicher Gerechtigkeit schildert Andreas ihre zentrale Stellung in der Welt, wobei seine Darstellung die Idee widerspiegelt, daß die rein dualistische Auffassung des mittelalterlichen Weltbildes, wie sie Eicken vertrat, durch den von Tröltsch betonten Ordogedanken überwunden ist. So natürlich wie die Luft zum Atmen war für den mittelalterlichen Christen die Ueberzeugung, daß es außerhalb der Kirche kein Heil gäbe. Sie war Gottes Vermittlerin auf Erden, und erst durch sie empfing das Leben seinen auf das Jenseits gerichteten Sinn. Der gemeinsame Weltanschauungsgrund aller mittelalterlichen Menschen war die Erringung des Seelenheils: das jüngste Gericht scheidet die Gläubigen, die ihren himmlischen Lohn empfangen, von den Sündern, die zur Hölle hinabgestoßen werden.

Die Kirche erhob nicht nur den Anspruch, das innere Leben des Menschen zu lenken, sie wollte zugleich das sichtbare Reich Gottes in dieser Welt sein, eine geistige Gemeinschaft, die Himmel und Erde, Fegfeuer und Hölle, Lebendige und Tote umspannt. Weltverneinende Frömmigkeit wurde höher bewertet, als Weltbejahung, der Askese schrieb man ein besonderes Verdienst zu. Die Symbolik war das Kennzeichen dieses mittelalterlich-kirchlichen Denkens, das den Leib Christi als Abbild des unsichtbaren Gottesreiches, des himmlischen Jerusalem auffaßte und in einer Liturgie sich einen Grundstock sinnbildlicher Handlungen und feierlicher Ausdrucksmittel schuf, worin ihre Heilslehren und göttlichen Geheimnisse niedergelegt sind. Nach dem Zerfall der bindenden Kraft des römischen Reiches konnte nur die Kirche den Menschen wieder die Beziehung auf ein großes Gesamtleben vermitteln. So erwuchs ihr Anspruch auf die Weltherrschaft, der sich mit der Aufgabe der Erziehung der Menschheit vereinigte. Die Kirche übte die Aufsicht über die öffentliche Sittlichkeit, beherrschte das gesamte Unterrichtswesen und lehrte die allein gültige Wissenschaft, die sich in dem kunstvollen, hochgetürmten System der Scholastik verdichtete. Der Einzelne mußte sich dieser allmächtigen Hierarchie unterwerfen und einordnen, wenn er nicht der furchtbarsten Einsamkeit verfallen wollte.

Trotz ihrer zentralen Stellung in Europa aber war der geistige Herrschaftsbereich der römischen Kirche eingeengt durch die Autonomie der byzantinischen Kirche, die eine christliche Einheitskultur verhinderte. Aber auch im eigenen, machtvollen Bau regten sich Keime des Verfalls. Mit den Bettelordenskämpfen brachen halbverdeckte Gegensätze wieder auf. Die Kirche mußte mit heidnischen Ueberresten sich abfinden, nicht einmal ihre eigenen Glaubensinhalte waren vor abergläubischer Entstellung geschützt. Geschäftsinteressen, Staatszwecke, Herrschsucht, Klassenleidenschaften, Eigennutz von Einzelnen und von Körperschaften, Begehrlichkeit, Mißtrauen, Täuschung und Haß, alle menschlichen Schwächen erschwerten die Arbeit der Kirche. In der Vagantendichtung und in den Volkspredigten Bertholds von Regensburg revoltierte die gesunde Lebenslust gegen übertriebene kirchliche Sittlichkeit.

Gefährlicher als diese weltlichen Tendenzen wurde für die Kirche die Entstehung einer ritterlichen und später bürgerlichen Laienkultur, die der Geistlichkeit das ausschließliche Recht auf Dichtung,

Kunst und Geistesstreben abstritt. Eine neue, tolerantere Weltgesinnung erwachte in der mittelalterlichen Dichtung des Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach. Der entstehende Gegensatz von Staat und Kirche, Gottesreich und Erdenreich förderte den kraftvollen Aufstieg der Nationalstaaten im Westen. Die Abstimmung auf dem Konstanzer Konzil nach Nationen bedeutete die Auflösung der mittelalterlichen Universität und ihre Zersetzung durch staatliche Nationalgewalten. Das Staatsgefühl wuchs über die kirchliche Bevormundung hinaus. Der Ansturm der Hussiten und die romfeindliche Kampfliteratur der Konzilsopposition versetzten die kirchlichen Verhältnisse in stürmische Gärung. Die weltliche Obrigkeit drang immer tiefer in die von der Kirche geordneten Kulturbereiche ein. Die erschütterte mittelalterliche Wirtschaftsethik wurde durch die päpstliche Finanzpolitik gefährlich unterhöhlt. Auch die reine Wissenschaft wurde von der Erschütterung erfaßt, indem die Scholastik sich wandelte und verfiel.

Die kirchlichen Zustände und Bewegungen der vorreformatorischen Zeit hat Andreas mit einer seltenen Plastik und Leidenschaft geschildert. Ein erschreckendes Bild der Pfründenwirtschaft und Verderbnis der Behörden, der allgemeinen Empörung über die päpstlichen Stellenbesetzungen, der deutschen Gravamina, der päpstlichen Ablaßpraxis, der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, der sittlichen Entartung, der Verwilderung in Männer- und Frauenklöstern rollt vor unserem Auge ab. Die Volksreligiosität mit ihrer Heiligen- und Reliquienverehrung, ihren Wallfahrten, aber auch die religiöse Erhitzung der Volksmassen, ihre Syphilisangst und ihre apokalyptischen Stimmungen, ihre Erlöserträume und Jenseitsvisionen, ihr Hexenwahn und astrologischer Aberglaube, das alles lebt vor dem modernen, in ähnlich erregter Zeit lebenden Menschen in packender Anschaulichkeit auf.

2. Staat, Gesellschaft, Wirtschaft

Das Deutsche Reich war politisch in einem kritischen Stadium, im Innern ein Opfer der Vielstaaterei und vom Egoismus der Fürsten überwuchert, nach außen von allen Seiten durch erstarkende Nachbarn bedroht. Wir verfolgen in dem neuen reformationsgeschichtlichen Werk das Aufkommen des neuzeitlichen Berufsbeamtentums und die Uebernahme des römischen Rechts, lernen die Zusammensetzung der Landtage kennen und begreifen den Niedergang der ritterlichen Kultur, die von einer bürgerlichen abgelöst wird. Die Stadt- und Zunftwirtschaft, die Differenzierung des Handwerks, die Entstehung des Frühkapitalismus sind verständlich und in moderner Haltung gezeichnet. Andreas macht erstmals den Versuch, das städtische Wirtschaftsleben Deutschlands mit all seinen Verzweigungen zu einem geschlossenen Bilde zusammenzufassen. Wir sehen, daß Ansammlung von Großkapital, Spekulation und Ringbildung schon um 1500 bekannte und vielbesprochene Einrichtungen sind, wenn auch Deutschland sich mit Italien an Wohlstand nicht zu messen vermochte. In wirtschaftlichen Dingen fällt wie in politischen Fragen auf, daß die Zeitgenossen mit ihrer Kritik in der Verstimmung stecken blieben und sich nicht zu gestaltender Zielsetzung und fruchtbaren Besserungsvorschlägen aufschwangen. Man empfand die Problematik der Wirtschaftslage, aber man hatte nicht die Kraft zu ökonomischer Verarbeitung und Folgerichtigkeit.

Die deutschen Reichsstädte gelangten in kultureller und verwaltungstechnischer Beziehung zu ihrer höchsten Entfaltung, wenn auch ihre Politik nicht immer von großen Gesichtspunkten geleitet war und sie keinen schöpferischen Anteil an der Reichsreform nahmen. Die Kehrseite ihres Glanzes sind Unruhen und Gärungserscheinungen, die am Vorabend religiöser Erschütterung sichtbar wurden und eine heftige Unzufriedenheit in bestimmten Gesellschaftsgruppen erzeugte. Was wir heute so gut verstehen können, ist jene gedrückte, gereizte Atmosphäre in den städtischen Herbergen mit ihren arbeitslosen Handwerksburschen und der katastrophale Gegensatz zwischen Reichen und Armen, der für den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts charakteristisch ist. Die städtische Sozialpolitik stopfte nur ein Loch, neben dem stets ein anderes aufbrach. Während bei der üblichen historischen Betrachtung des deutschen Stadtwesens die Rechts-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, die Kunst- und Literaturgeschichte getrennte Wege gehen, macht Andreas den verdienstvollen Versuch einer Zusammenschau ihrer Wechselwirkung.

Das spätmittelalterliche Deutschland ist ein Agrarreich, überaus mannigfaltig in Besitz und Rechtsstellung. Es gehört zu den merkwürdigen Kräftemischungen jener Zeit, daß die Gutsherrschaft wohl nicht ohne kapitalistisches Gewinnstreben sich vollzog, aber sich zunächst naturwirtschaftlicher Betriebsformen bediente, indem man die Arbeitsleistung der Hintersassen steigerte. Die Leibeigenschaft, die man aus religiösen und sozialen Gründen bekämpfte, wirkte sich vor allem aus im Kopf- oder Leibzins, in der Beschränkung der Wegzugsfreiheit und in der Heiratserlaubnis. Im Bauernkrieg verlangten die Bauern aus den Evangelien den Nachweis, daß sie Leibeigene seien. Soweit Kirche, Klöster und Stifter die Gutsherrschaft ausübten, verfuhren sie nicht anders, als die weltlichen Gewalten. Dabei verbitterten Härten von kirchlicher Seite mehr, weil sie der christlichen Gesinnung nicht entsprachen.

3. Geistesleben

Mit dem Willen zu unbedingter Anschaulichkeit und Farbigkeit entwirft Andreas ein greifbares Bild des deutschen Humanismus voll sinnlicher Lebensnähe, wobei das Verhältnis zur Kirche mit vornehmer Sorgfalt behandelt ist. Bei aller Spielerei mit dem antiken Heidentum wollte man im humanistischen Lager das Christentum nicht völlig ablehnen. Viele Humanisten allerdings verfolgten ihre lateinischen Bildungsziele, ohne sich um Glaubensfragen oder Kirchenreform zu kümmern. Erasmus von Rotterdam, der hervorragendste Vertreter des Humanismus, wollte auf der Grundlage einer abgeklärten, optimistisch aufgefaßten Humanistenreligion, welche in der Kirche eine Erziehungsanstalt und moralische Gesinnungsgemeinschaft erblickte, die Erneuerung der Völkergemeinschaft als einer wahren Republik der Nationen im Geiste eines geläuterten Christentums aufbauen. Er schreckte zurück vor Luthers aufrührerischem, dämonischem Kämpfertum, vor den wilden Hammerschlägen, mit denen er die morsche Welt zerschlug. Seine Weltanschauung vermochte das glühende Verlangen der Massen nach Heilsgewißheit nicht zu stillen. Die Mehrzahl der deutschen Humanisten wünschten nur eine Läuterung des religiösen Empfindens. Sie wollten die Kirche erneuern, aber nicht stürzen. Sie zogen sich zurück, als die Kämpfernatur Martin Luther aufstand und sie überschattete.

So fesselnd und feurig, wie Jakob Burkhard die Kultur der Renaissance geschildert hat, schrieb Andreas das Gegenstück dazu. Er hat mit vollendeter Sprachkunst ein Werk voll gebändigter Leidenschaft, voll sprühenden Lebens geschaffen, das trotz seiner wissenschaftlichen Grundlage jeden gelehrten Ballast entfernt und sich darum fließend und angenehm liest. Wer die welthistorische Tat Luthers verstehen will, muß zu dieser überparteilichen, höchst modernen und künstlerischen Darstellung der Vorgeschichte greifen.

Stuttgart Richard Breitling

Siegfried von der Trenck

Der Dichter Siegfried von der Trenck, der am 2. Dezember fünfzig Jahre alt wird, hat in seinem eben erschienenen ersten Prosawerk, dem Roman „Der Stier und die Krone, Die Post des wahrhaftigen Menschen Peter Karger“ (Gotha, Klotz) Zeugnis von seiner ostpreußischen, enger noch: samländischen Herkunft abgelegt. Für den Kenner seines nun schon weitgefügten Gesamtwerkes bedurfte es dessen freilich nicht. Wer ein Ohr dafür hat, fühlte schon aus dem Eingange der „Leuchter um die Sonne“, des neunteiligen Kant-Epos, die blut- und geistmäßige Verbundenheit gerade mit diesem Boden und dieser Ueberlieferung heraus. Und vollends in der „Passion der Erde“, die Trenck unter das Doppelbild Don Juan-Ahasver stellte, war diese Selbstlegitimierung aus der ostpreußischen Wurzel unüberhörbar.

Damit aber ist Trenck als ein Neubeginner eines geistesgeschichtlichen Vorganges teilhaftig geworden, der, wie jüngste literarhistorische Forschungen dartaten, als breiter Einstrom von Osten her das deutsche Leben tief und maßgebend befruchtete. Er steht in neuer Zeit in einer Entwicklung, die auf Hamanns Pietismus und Herders Geschichtsdeutung zurückweist. Aber er hat mit seinen (vor sechs Jahren an dieser Stelle von mir eingeführten) „Leuchtern um die Sonne“ einen ganz persönlichen und sehr besonderen Weg eingeschlagen. Diese Lebensdichtung stellte, wie Trenck sich ausdrückt, Statuen religiösen Erlebens um die Mittelgestalt Christi. Nachdem er in der Weisheit Kants gewissermaßen die Flur für sein großes Vorhaben bereinigt,

das Brechen des Scheins, das Entdecken des Wesens,
des Gedankens der ewigen Pflicht, die sich selbst nur zum Ziel hat,

gewonnen hatte, steigt Trenck an der Hand von Heiligen und von Dichtern zum letzten Lichte auf. Wie er da das Gottfinden etwa des Augustinus und des Ignatius von Loyola gestaltet, wie er Goethes Erscheinung auf den Urdämon Liebe ausrichtet — all das ergibt eine Mehrfugigkeit, aus der sich dann klar und unüberhörbar die Kantilene des Johannes löst. Es ist hier und heute nicht der Raum, die tiefdichterische Deutung des wissenschaftlichen Johannesproblems aufzuzeigen. Es muß ge-

nügen, auf zweierlei hinzuweisen; einmal auf die plastische Vergegenwärtigung des biblischen Vorgangs, die in den Versen gipfelt:

Zwei Johannesse zerschnitten
Von dem Weltenschritt des Herrn,

dann aber darauf, wie Trenck den Begriff (besser: die Macht) des Logos, des Wortes, in allmählicher, immer stärker andringender Steigerung aus dem Wesen und Künden des Johannes emporwachsen läßt. Bis er am Schluß den unmittelbaren Uebergang zur Heilandsgestalt selbst findet:

Das Wort der Worte hat uns aufgesogen,
Verschluckt, verschlungen. Herr, wo bist du? Dort?
Hier? O Triumph, o großer Siegesbogen.
Laßt stahn, was stand im Anbeginn: Das Wort.

Von dem manchmal behaglichen Schlendermaß der Kant-Gesänge bis zu diesem chorisch-feierlichen Akkorde bedeutet das Werk der „Leuchter um die Sonne" zugleich eine Meisterung verschiedener Stile, der gerade gewählten Aufgabe gemäß. Jede dieser großen Menschheitsgestalten wird in währendem Umriß seelisch erfaßt und rhythmisch modelliert. Dabei aber — und das gibt in der Wandlung des Einzelbildes die Einordnung — ist jede Gestalt innerlich der Mitte zugewandt. Diese ist nicht nur „Sonne", sie ist zugleich Magnet, und der geistige Vorgang, wie wir ihn Mal für Mal erleben, könnte mit einem, wissenschaftlich freilich unzulässigen, Bilde so geklärt werden: der Magnet entzieht der irdischen Gestalt übermächtig Schlacke um Schlacke, bis sie gereinigt dasteht. Mit den Mitteln der Dichtung wird ringend versucht, in der Gefolgschaft Jesu Christi den Spiegel, das „dunkle Wort" so zu läutern, daß wir uns dem „von Angesicht zu Angesicht" annähern.

Sehr bezeichnend, daß Trenck bei der Fügung seiner „Leuchter" die Gottsuchergestalten des Ostraums nicht aufrief. Weder Tolstoi noch Dostojewskij erblicken wir. Hier erweist sich der geistesgeschichtliche Anschluß an Dantes von Trenck vordem verdeutschtes Hauptwerk als bestimmend. Dort betonte der Dichter mit Nachdruck:

Und dennoch ist Europa unsre Welt.

Er ist dem Abendlande zugewandt, und wenn sich im „Don Juan-Ahasver" der Kosmos der Rassen entfaltet, unter die Gott die Erde teilt, so wird schicksalhafte Einung nur zwischen den Volkheiten Europas und Vorderasiens, im Bereiche des alten Imperium Romanum, gefunden.

Seine „Leuchter um die Sonne" hat Trenck durch Neudichtung altdeutscher, altgermanischer Sagen zu einem dreigeteilten „Lebensbuch" geweitet. Aber am Ende einer durch den vollen Graus etwa der Nibelungendämmerung hindurchführenden Darstellung wölbt eine Eindeutschung des Sonnengesanges des Heiligen Franz von Assisi deutlich die Brücke zum Höhenwege der „Leuchter" zurück. Er wird auch wieder sichtbar, wenn in einer großen, parallel geschalteten Schöpfung Herakles und Christus von der Verkündigung über die Versuchung bis zum Ende verlebendigt werden.

Diese ganze, mächtige und trotz jenem Stammbaum in der Gegenwart einsame Dichtung wird von der Sonettenreihe „Offenbarung des Eros" umkränzt. Und wenn irgend etwas, so zeigen diese zweihundert kurzen Gedichte ein Doppeltes in der dichterischen Wesenheit Trencks. Gerade hier wird deutlich, daß er sich an einem strengen und scheulosen Naturalismus geschult hat, wie denn unter allen Dichtern des letzten Zeitalters keiner stärker von Trenck erfaßt worden ist als Richard Dehmel (auf den eine ergreifende Einschaltung im Dantewerk dankbar hinweist). Diese naturalistische Erprobung macht zum Beispiel die Kreuzzugsperiode im „Don Juan-Ahasver" so bis zum Dämonischen eindrucksvoll. Erst von hier hat der Dichter den Aufstieg zur Aussage des Zartesten, des die Seelen Bindenden erreicht. Und dieser stilistischen Doppelnis entspricht genau die Zweispurigkeit der Innensicht, der Wandel zwischen Eros und Ethos, um es sehr knapp zu sagen; für sie wird dann immer wieder im „Wort", im Logos, im „Urwort Gut" die Lösung und Erlösung gefunden. Friedrich Kayßler hat von der „tieferen Aktualität" der Trenckschen Kunst gesprochen. In der Tat: sie liegt in Antrieb und Formung nicht am Tage, aber sie wird aus Quellen gespeist, die gerade unter diesem deutschen Tage rauschen und emporbrängen. Daß unser Dichter diesen Unterstrom der Zeit als den der Ewigkeit fühlbar gemacht hat, daß er in den immer wieder seine Kinder fressenden Widerstreit der Gegenwart Gestaltungen von überwaltender Geltung, um die Gestalt der Gestalten herum, hineinzuschaffen gewußt hat — das gibt Siegfried von der Trenck die eigene Stellung im deutschen Schrifttum, zugleich in der religiösen Krise der deutschen Gegenwart.

Berlin Heinrich Spiero

Bücher und Schriften

Die Briefe des Neuen Testaments in der Sprache von heute. Uebersetzt von Friedrich Pfäfflin. Heilbronn, Salzer. 264 S. 2.80, geb. 3.80 M.

Nur die Briefe in neuer Uebersetzung zu bieten, hat guten Grund; sie sind meist schwerer zu lesen als die Evangelien. Und neben den bereits vorhandenen neueren Uebersetzungen noch eine darzubieten ist nicht zwecklos; manchem Leser geht, wenn er einmal eine andre als die Luthers kennenlernt, viel Neues auf; aber in welchem Maße und in welcher Art man die Sprache der Gegenwart reden, bisweilen frei übertragen, umschreiben soll, dafür haben Viele ein ganz verschiedenes Empfinden. Unter allen Umständen ist die Weise des Brackenheimer Dekans wohl überlegt und sie ruht auf gründlicher theologischer Arbeit. Bisweilen gibt sein Wortlaut dem uns aus Luthers Text geläufigen Gedanken eine solche Wendung, die jedenfalls des Nachdenkens wert ist, auch wenn sie den Sinn der griechischen Worte irgendwie einseitig fassen sollte, z. B. Röm. 8, 26: „Wir wissen ja doch kaum was rechtes Beten ist" (Luther: wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebührt). Bisweilen wünschte ich noch etwas stärkere Abweichung vom Ueberlieferten. Wenn Pfäfflin Gal. 1 (und sonst) euangelion mit Heilsbotschaft übersetzt, sähe ich Röm. 14, 27 für pistis lieber nicht „Glaube", sondern „Gesinnung" oder „Ueberzeugung". An einigen Stellen scheint mir die Aenderung keinen Gewinn zu bringen, z. B. Hebr. 13, 8: „Jesus Christus bleibt sich gestern und heute wie in alle Ewigkeit gleich", oder die Umgestaltung zu stark, z. B. wenn Eph. 5, 18 vor dem Satz über den Rauschtrank eingefügt ist: „das führt euch zu jauchzender Lebensfreude". Aber Vielen wird diese Uebersetzung gerade der Briefe willkommen sein und lieb werden. M

Biblische Geschichten des Neuen Testaments für die Hand des Lehrers in einem anschaulichen und gegenwartsgemäßen Religionsunterricht (Mittelstufe der Volksschule und Unterstufe der höheren Schule) auf historisch-kritischer und psychologischer Grundlage. Von Dr. K. A. Busch, Pfarrer in Dresden. Meißen, Schlimpert und Püschel 1932. 215 S. 4 M.

Busch behandelt die Biblischen Geschichten für den kritisch eingestellten Lehrer, der an die übliche Auswahl der Geschichten durch seinen Lehrplan gebunden ist; der Lehrer soll bei ihrer unterrichtlichen Wiedergabe ein gutes Gewissen behalten. Zu diesem Zweck erzählt er die Geschichten sehr anschaulich, indem er sie zugleich erklärt und in trefflicher Weise an die Vorstellungen der Kinder und der gegenwärtigen Verhältnisse anpaßt. Wenn der Lehrer gezwungen ist, z. B. die Geschichte von der Himmelfahrt darzubieten, so schlägt Busch folgende Erzählung vor: „Es war ihnen, als ob über Jesus, der segnend mit aufgehobenen Händen verheißungsvoll vor ihnen stand, ein Wolke kam und seine lichte Gestalt verbarg." Für den Lehrer gibt Busch in Anmerkungen unter der Seite aus seiner vorzüglichen Kenntnis der neutestamentlichen Wissenschaft völlig zuverlässige wissenschaftliche Aufklärung. Ich bin überzeugt, daß dies Buch für viele Lehrer eine große Hilfe und Befreiung vom Gewissensdruck bedeutet. Freilich sehe ich einen noch höheren Weg. Ich würde die Sagen des Alten und die Legenden des Neuen Testaments, die zum großen Teil pädagogisch und religiös wertvoll sind, also die Urgeschichten und die Vätergeschichten des Alten Testaments und ein legendenhaft ausgestaltetes Leben Jesu, mit den kleinen Kindern der Unterstufe behandeln, dagegen den Schülern und Schülerinnen der Oberstufe ein völlig geschichtliches, von Legenden freies, zusammenhängendes Bild von dem Leben und Wirken Jesu darbieten. Die Voraussetzung hierfür wäre allerdings, daß der Lehrer nicht unfrei an einen Lehrplan gebunden ist, der jede einzelne Geschichte vorschreibt. Hermann Tögel

Bibelland. Von Ingeborg Maria Sick. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart, Steinkopf 1932. 258 S. Geb. 4.50 M.

Es wird wenige Schriftsteller geben, die durch kurze Reiseeindrücke so das Wesen des „Heiligen Landes" erfassen, wie das bei J. M. Sick der Fall ist. Dieses Land will ja nicht nur mit den äußeren Sinnen erfaßt sein. Dabei muß und wird man mancherlei Enttäuschungen erfahren. Hier muß man mit der Seele suchen und schauen. Das tut die Verfasserin. Man wird ganz mit hineingezogen in dieses dankbar staunende Erleben, und jede Aeußerlichkeit gewinnt dadurch, daß sie in das Licht der Bibel gestellt wird, an Bedeutung. Jeder, der das Buch mit innerer Anteilnahme liest, wird wahrhaft Gewinn davon haben. — Auch des Bildschmuckes von Paul Hommel (Stuttgart) soll lobend Erwähnung getan werden.

Elsa Herzberg

Jesusstätten, Wanderungen durch Palästina zur Veranschaulichung des Lebens Jesu, zweiter Band. Judäa. Passions- und Osterwege. Von D. Ludwig Schneller. Leipzig, Wallmann 1932. 336 S. 5 M.

Dem ersten Band der „Jesusstätten" (vgl CW 1931, 1121) ist mit der dem Verfasser eigenen Raschheit der zweite gefolgt. Während der erste Band vorzugsweise die Kindheits- und die galiläischen Stätten des Lebens Jesu behandelte, sind es hier die Passions- und Osterwege, die den Gegenstand der Betrachtung bilden. Schneller führt seine Feder auch hier wieder sehr geschickt und so packend, daß man ihm gern folgt und manche Breitheit und Wiederholung mit in Kauf nimmt, — die auf der anderen Seite den Vorzug haben, daß das Buch abschnittweise gelesen und vorgelesen werden kann. Wer eine plastische und zugleich originelle, dabei mitten in das Heimatland Jesu hineinführende Verlebendigung der neutestamentlichen Berichte über die Ausgänge des Lebens Jesu haben will, der wird gern zu diesem Buch greifen. Hans Wilhelm Hertzberg

Heinrich Julius Holtzmann. Ein Lebensbild von Walter Bauer. Gießen, Töpelmann. 50 S. („Aus der Welt der Religion". Bibl. Reihe Heft 9.)

Die ebenso gründlich wie mit lebendiger Perspektive geschriebene Darstellung hat mich, den alten Schüler Holtzmanns, ganz befriedigt. Möchte sie die Erinnerung an die reine Gelehrten- und Christengestalt einem jungen Geschlecht lebendig erhalten!

Otto Baumgarten

Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde. 1932. Herausgegeben von Walter Georgi. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1932. 159 S.

Der deutsch-nordische Kulturaustausch hat sich in den letzten dreihundert Jahren am wirksamsten in und durch Gustav Adolf vollzogen. So war es ein gesunder Gedanke und in der Sache berechtigt, 1932, im Gustav-Adolf-Jahr, das deutsch-nordische Jahrbuch ganz dem Gedächtnis Gustav Adolfs zu widmen. Die Art, auf die es geschieht, ergänzt die bisherigen Gustav Adolf-Schriften in glücklicher Weise. Der knappen Würdigung Gustav Adolfs aus einer deutschen und einer schwedischen Feder folgen nämlich, als der Hauptinhalt des Jahrbuchs, die Berichte 25 deutscher Städte aus ihren Erinnerungen an Gustav Adolf. Diese Berichte tragen dazu bei, das Werk Gustav Adolfs in seiner ganzen Größe, auch in seiner kulturellen Bedeutung hell erstrahlen zu lassen, und zeigen zugleich, daß Gustav Adolf in den zwei Jahren seines deutschen Krieges der volkstümlichste Mann in ganz Deutschland gewesen ist. Wenigstens im evangelischen Deutschland. Aber auch die Katholiken, die mit ihm in Fühlung kamen, selbst die Münchener Jesuiten sind dem Zauber seiner Persönlichkeit erlegen. Johannes Kübel

Frauen von heute. Von Luise Scheffen-Döring. Leipzig, Quelle und Meyer 1932. 2. umgearbeitete Auflage. 178 S.

Schon seit seinem erstmaligen Erscheinen (1929) hat das vorliegende Buch weithin den stärksten Eindruck gemacht und hinterlassen; daß hier eine moderne Frau, die Berufstätigkeit, öffentliches Leben, Hausfrauentum und Mutterschaft aus eigner Erfahrung kennt, zu den brennenden Fragen des gegenwärtigen Frauendaseins das Wort ergreift, ist von größtem Werte. Gertrud Bäumer hat einmal gesagt, man „müsse über dieses Buch uneingeschränkt froh sein". Ich gehe nicht ganz so weit und mache eine Einschränkung; das Buch ist zu literarisch, zu sehr auf Zitieren und Beurteilen anderer Bücher erpicht und wirkt daher streckenweise fast etwas papieren. Aber trotzdem: froh bin auch ich über das Buch; die Verfasserin ist ganz weit und weltoffen, und dabei doch ganz fest in ihrem Standpunkt und restlos verantwortungsbewußt. Ausgezeichnet z. B., was sie über die Notwendigkeit der sozialmedizinischen und der eugenischen Indikation bei der Unterbrechung der Schwangerschaft sagt! Oder man denke an das köstliche Beispiel von dem gemeinsamen Ehewaschtisch, der der jungen Generation ein Symbol des Unerträglichen ist! Ob junge Mädchen das Buch lesen sollen, darüber kann man verschieden denken — ich halte es weder für schädlich noch für notwendig: aber allen Müttern und allen andren, die junge Mädchen erziehen sollen, sei es dringend ans Herz gelegt!

Hans Schlemmer

Vom heimlichen Leben zwischen Mutter und Kind. Von Loni Lazmann-Kinzelmann. Hildesheim, Franz Borgmeyer 1931. 80 S. 2, geb. 3.50 M.

Nur wenigen Kindern dürfte heute solch eine behütete Kindheit und innige Gemeinschaft mit der Mutter beschieden sein, wie wir sie hier erleben. Wieviele Mütter bringen die Zeit und die innere Gesammeltheit auf, sich so tief in die Seele ihres Kindes zu versenken?! Wären es nicht so wenige, die Erde brauchte weniger Kinderleid zu sehen. So dürfte das Büchlein vielen Müttern Freude und Mahnung zugleich sein. Dennoch schildert die Verfasserin nur eine Seite des Mutterseins. Denn ist es nicht auch so, daß unsere Kinder nicht uns, sondern dem Leben gehören? Müssen sie sich darum nicht schon frühe aus der Gebundenheit an die Mutter zu eigenem Werden lösen? Müssen sie nicht, wenn auch durch manche Not, ihren eigenen Weg suchen und gehen? Und weiter: brauchen unsere Kinder nicht die Schar der Geschwister oder der Altersgenossen? Wo die fehlt, da ist auch die innigste Gemeinschaft des Kindes mit der Mutter kein Ersatz.

Josi Grabert-von Maydell

Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung. Vorträge von Otto Lauterburg. Herausgegeben vom Bund von Heimatfreunden der Gemeinde Saanen. 4. Aufl. Bern, Paul Haupt 1926. 352 S. 6.50 Fr.

Feierstunden auf dem Lande. Erfahrungen mit Volksbildungsarbeit von Otto Lauterburg. Herausgegeben von derselben Vereinigung im selben Verlag 1932. 355 S. 6.50 Fr.

Beide Bücher geben einen lehrreichen Einblick in die umfassende Erziehungsarbeit eines Landpfarrers, der sich nicht damit begnügt, das Evangelium im Gottesdienst zu „verkündigen", sondern der da weiß, daß zur Aufnahme der Botschaft das Land bereitet werden muß. Wir wissen aus der modernen Tiefenpsychologie, daß unser Leben tief unter unserm Bewußtsein gestaltet wird. Es wird uns dadurch klar, daß wir in Predigt und Unterricht zum guten Teil einseitige Bewußtseinsarbeit getrieben haben, die Begriffe von den heiligen Wertgütern und christlichen Maßstäben überlieferte, aber damit noch lange nicht mit diesen selber in Verbindung brachte. Der Weg in die entscheidende Tiefe geht über die christliche Gestaltung der Umwelt; es ist also ein mittelbarer Weg, der dem unmittelbaren voran und zur Seite gehen muß. Von solcher umfassenden Umweltsarbeit zeugen diese Schriften. Das erste Buch enthält Vorträge leicht verständlicher Art, die im modernsten Geist auf alle Fragen pädagogischer Natur eingehen. Unter den vielen Gebieten, die behandelt werden, seien nur genannt die Heilung von Minderwertigkeitsgefühlen, von Denkfehlern, von der Flucht in die Krankheit. — In eine ganz andere Richtung weist das zweite Buch. Es bietet Feiern, die von der Gemeinde für ihre Glieder, zumal die heranwachsende Jugend neugestaltet worden sind. Der leitende Gedanke dabei ist der, daß die Kunst, zumal die Musik, am tiefsten und stärksten in das Gemüt eindringt. Darum spielt sie in den vielen dargebotenen Programmen eine große Rolle; zumeist umgibt sie das Bild einer Führergestalt aus verschiedenen Lebensgebieten. Wertvoll ist das Echo, das diese Feiern nicht nur in der Ortspresse, sondern auch in Berichten einfacher jugendlicher Teilnehmer fanden. Aus allem leuchtet hervor, von welchem Einfluß auf das Gemüt und Gewissen die Pflege des Heimatsinnes ist, wenn auf dem Boden der Heimat der Zusammenhang mit der großen, hohen Welt des Schönen, Guten, Wahren und Heiligen in erhebenden Feiern hergestellt wird. Friedrich Niebergall

Handbuch der deutschen evangelischen Kirchenmusik. Nach den Quellen herausgegeben von Konrad Ameln, Christhard Mahrenholz und Wilhelm Thomas unter Mitarbeit von Carl Gerhardt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Voraussichtlich etwa 30 Lieferungen zu je 64 Seiten in Notenformat umfassend. Jede Lieferung für Subskribenten 4.40, bei Subskription auf einzelne Bände 4.80 M.

Wer die reichen Schätze der älteren evangelischen Kirchenmusik kennenlernen wollte, mußte bisher zu dem in den Jahren 1865 bis 1872 von Ludwig Schöberlein herausgegebenen „Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs" greifen, um doch bald zu empfinden, daß dieses verdienstvolle Sammelwerk heute in keiner Weise mehr den Anforderungen genügt, die hier zu stellen sind, ja in mehr als einer Hinsicht irreführt. Seit langer Zeit besteht der Plan, an die Stelle des alten „Schöberlein" ein ganz neues Handbuch treten zu lassen, das unmittelbar aus den Quellen gearbeitet, wissenschaftlich zuverlässig sein und zugleich den praktischen Aufgaben der Kirchenmusik dienen sollte. Nach mühseligen Verhandlungen konnte der Plan mit Unterstützung einer Reihe von Landeskirchen Gestalt gewinnen und mit besonderer Freude zeigen wir die soeben erschienene erste Lieferung des großen Werkes an. Das Handbuch wird in 4 Bände gegliedert sein, von denen Band 1 den Altargesang, Band 2 das „gesungene Bibelwort", Band 3 das Gemeindelied, Band 4 das gottesdienstliche Orgelspiel enthalten soll. Es erscheint zunächst der 2. Band; die Herausgeber schreiben dazu: „Am Bibelwort hat die deutsche Reformation das Leben der Kirche neu ausgerichtet, und das heißt, daß nicht nur inhaltlich das ‚apostolische und prophetische Wort' Maßstab aller Gottesdienstgestaltung wurde, sondern auch leibhaft der Klang der Lutherbibel das Beherrschende in der ganzen Sprache des Gebets, der Verkündigung und des Liedes der Kirche. Nirgends kommt diese Unterordnung unter das Wort nun deutlicher für die Kirchenmusik zur Erscheinung, als in den auf Bibelworte komponierten Motetten. So wollen diese Blätter aufgenommen werden als ein Ruf, das geistliche Singen unserer Kirche immer aufs Neue auszurichten nach dem Bibelwort, nach seinem geistigen Gehalt und nach seiner leibhaften, uns durch Luther geschenkten, deutschen Gestalt." Die 1. Lieferung umfaßt Band 2, Seite 1—64; die einzelnen Stücke sind nach der steigenden Stimmenzahl angeordnet (für 2 gleiche und gemischte Stimmen, für 3 gleiche, 3 gemischte, 4 gleiche und 4 gemischte Stimmen); es sind fast ausschließlich Werke von Meistern des 16.—17. Jahrhunderts, Kaspar Othmayr, Hans Kugelmann, Adam Gumpelzhaimer, Johann Staden, Joachim von Burck, Christoph Rid, Melchior Franck u. a. Eine historische Einführung und eine Anleitung für den kirchlichen Gebrauch wird der Schluß des 1. Bandes bringen und man wird, zumal mit einer theologischen Würdigung, sich bis dahin gedulden müssen. Es war ein besonders glücklicher Gedanke des Verlages, die einzelnen Bogen des Werkes als Sonderdrucke für den praktischen Gebrauch der Kirchenchöre sehr wohlfeil zur Verfügung zu stellen. Diese Einrichtung bietet nun eine treffliche Möglichkeit, nicht nur

das ganze Werk, das für jeden Kirchenchor und für jeden geschichtlich denkenden und arbeitenden Kirchenmusiker unentbehrlich sein wird, zu erwerben, sondern auch inhaltlich es in fortschreitender Mühe zu erarbeiten. Wir warten gespannt auf den Fortgang des Werkes. Ausführliche Prospekte versendet der Verlag.[1])

Wilhelm Stählin

Ermatinger Tagebuch. Stimmen zur Gruppenbewegung in Deutschland und in der Schweiz. Gotha, Klotz 1932. 90 S. und 3 Bilder. 1.60 M.

Eine ausführliche Besprechung mag durch das Sp. 1069 mitgeteilte Gespräch aus dem Buche Adolf Kellers ersetzt werden. Auch sei auf die Aufsätze Emil Brunners im Kirchenblatt für die reformierte Schweiz Nr. 22 und 23 hingewiesen: „Meine Bewegung mit der Oxford-Gruppen-Bewegung" (Basel, Friedrich Reinhardts Verlag). Hier spricht ein angesehener Theologe gar nicht ohne Kritik an manchen Einzelzügen, aber mit solcher Wärme von dieser Bewegung und ihrem Führer, daß er ihr eng verbunden erscheint. Der Eindruck, den die in vorliegender Schrift gesammelten Berichte oder vielmehr Zeugnisse von Teilnehmern der diesjährigen Ermatinger Tagung machen, wird bei zurückhaltenden Lesern nicht ganz einheitlich sein. Wenn u. a. eine Kommunistin dort sich zum Christentum hinwandte, so wird in späteren Jahren natürlich gefragt werden, ob Alle auf der hier eingeschlagenen Bahn geblieben sind. Aber ernste Achtung vor dieser ganzen Bewegung spricht die mitabgedruckte besonnene Predigt des Ortspfarrers Graf aus. Das Theologische tritt in der Bewegung zurück, das Christliche hervor, und wenn man dessen Form als pietistisch bezeichnet, so mag das zutreffend sein, aber es ist keine ausreichende Kennzeichnung. Wirkliche Kenntnis wird hier offenbar nur durch persönliche Berührung erworben. M

Das Notlicht Gottes. Von Paul Jaeger. Heilbronn, Salzer. 157 S. 2.20, geb. 3.20 M.

„Ein Wegweiser für Freudlose." Wie Viele solche gibts in diesem Winter! Die Gemeinde der CW kennt Jaeger und seine unerschöpfliche Art, von der einen großen Freude des Christen und den vielen kleinen Freuden zu sprechen, die uns trotz allem in diesem Leben gewährt sind. Die Not, die überwunden werden muß, damit Freude in unser Herz einziehe, ist zum guten Teil — mehr als wir selbst es wissen — die des Zweifels. Sie kann und soll aber überwunden werden. Glaubensgewißheit in Luthers Sinn ist Freudengewißheit, und Jaeger zeigt Wege dazu. Man schenke das Buch vielen Einsamen oder sonst Traurigen zu Weihnachten! M

Der verborgene Gott. Von Emma Müllenhoff. Heilbronn, Salzer. 112 S. Geb. 1.20 M.

Ein rechtes Weihnachtsbuch für Leute der Christlichen Welt. Der Titel der ersten Erzählung, die in besonders sinniger Weise den Gott der Liebe als den verborgenen veranschaulicht, zeigt mit Recht den religiös-symbolischen Gehalt der sechs sinnigen Skizzen an. Denn auch „im Ring der heiligen Nächte" predigt ohne Aufdringlichkeit und Sprache Kanaans die Erleuchtung der dunklen Welt durch das reine Herz des himmlischen Kindes. „Das alte Wappen" kündet durch ein reiches Frauenherz, das den um seiner Gebrechlichkeit willen verzichtenden Geliebten hält, die Wahrheit, daß nichts größer und heiliger ist als ein tiefes Leid. Die vier Ringe des Lebens: der des eigenen Ich, der des Hauses und Hofs, der des Berufs in der Welt und der des Leides durchdringen sich wie in alten Wappen in einer reinen Dienstbarkeit. „Die letzte Instanz" ist eine sehr wirksame Tatpredigt von der richtenden und aufrichtenden Gerechtigkeit. Am ergreifendsten wohl ist „Der Totengeiger", dem am Totensonntag die tiefe Sehnsucht eines scheinbar verlorenen Lebens nach der in der Musik geahnten heiligen Heimat den Himmel öffnet. „Mitsommertag" faßt im entzückenden Rahmen einer Wanderung durch ein Aehrenfeld das Bild einer Treue, die durch den Tod bewahrt wird vor der ach so begreiflichen Folgsamkeit gegen eine heiße Natur. Durch das Ganze spürt man die Wirklichkeit des verborgenen Gottes. Otto Baumgarten

Weihnachtsgeschichten. Von Helene Christaller. Mit einer Würdigung Helene Christallers von Hesselbacher. Basel, Reinhardt. 80 S. 1 M.

Vom fröhlichen Geben. Geschichten um Mütter. Von Berta Schweikhardt. Heilbronn, Salzer. 84 S. 1 M.

Beide Büchlein bringen kurze Geschichten, wie sie in der Weihnachtszeit im Familienkreise begehrt sind, zum Vorlesen und Nachsinnen. Vom fröhlichen innigen Geben und Schenken, vom Helfen und Liebhaben, wie es ein echtes Weihnachten von uns haben möchte. Dora Rade

Weihnachtsgeschichten. Von E. G. Kolbenheyer. München, Albert Langen-Georg Müller 1932. 145 S. 3.80 M.

Die Idee der Weihnacht, ihre unvergängliche seelische Tatsächlichkeit des Lichtes in der Finsternis, der Tröstung der Sehnsucht, der Beglückung der Hoffnung, der Erlösung des Leids ist in diesen sieben Geschichten gestaltet — gestaltet mit den Bildern des ewigen Himmels, da Gott, seine Einsamkeit erlösend, den Menschen schuf; gestaltet auch mit den Elementen der heiligen Geschichte von den Königen, die das Kind anbeten, das durch diese Anbetung der Erlöser wurde, „der aus der Hoffnung wuchs"; gestaltet aber auch in der Zeit, ganz in der Zeit, da ein Kind an der Schule leidet, da ein armer, einfältiger russischer Gefangener den deutschen Offizier von seinen schweren Depressionen befreit. Es ist in manchen Geschichten des Buches so, daß sie ohne die weihnachtlichen Begebenheiten Weihnachtsgeschichten sind, um der Liebe willen, die allenthalben wirksam ist, und zwar da immer, wo eine Seele arm wird in der Stille, und sei es auch erst in der Todesstunde, da sie dem verlassen Sterbenden erinnerungsverwoben als lichtverhaltene Almosenwolke die letzte Dunkelheit erhellt. Wir müssen alle arm werden wie der Stall von Bethlehem selber, dann erst kann in unsrer Seele lichtvoll und tröstlich das Christkind geboren werden. Und eben dieses innerst-Geheime ist es immer wieder, das die einzelne Geschichte und mit ihr den Leser verzaubert — vermeintlich verzaubert; denn die Regionen des wunderbaren Scheines sind Wirklichkeiten der Seele, insofern, als in ihr Denken und Kunst beglückende Einheit geworden sind. Erich Bockemühl

Die Ebene. Gedichte. Von Erich Bockemühl. Querfurt, R. K. Jaeckel. 113 S. Geh. 2.50, in Leinen 4 M.

Wunder der Weihnacht (Skizzen, Erzählungen und Legenden). Von Erich Bockemühl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 78 S. Geb. 95 Pf.

„Verlort ihr den Traum?" — „Die den Traum verlieren, irren in den Dingen!" — „Der Traum ist, daß die Ewigkeit sich wölbt und irdisch wird, uns zu behüten in der Angst des Lebens" ... Wenn man eine Geige kauft, reißt man eine Saite an und horcht. Ein einziger Ton sagt alles. Durch die Ebene ist ein Dichter gegangen. Menschen der Ebene werden ihm dankbar sein. Denn der Ebene fehlt es noch an Dichtung.

Die „Wunder der Weihnacht", von denen Erich Bockemühl in den „Kleinen Büchern" des Rauhen Hauses erzählt, haben den Vorzug vor den berühmteren Wundern, daß man sie selbst erleben kann. Sicher werden wir zu Weihnachten wieder eins erleben, so oder so. Man muß aber das kleine Büchlein lesen, damit man das Wundersehen lernt. Joseph Wittig

Aufgehellte Nacht. Erzählungen. Von Johannes Kirschweg. Freiburg i. B., Herder u. Co. 1931. 160 S.

Wie schade, daß ich vorher in der „Literatur" den Artikel „Ein katholischer Erzähler" las, als ich eben im Begriff war, diese Zeilen niederzuschreiben. Wilhelm Hausenstein führt dort den Dichter im zünftigen Olymp ein, da ist er nun wohl-legitimiert. Ich wollte das viel einfacher machen, will es auch noch, aber vielleicht kenne ich ihn nicht genug. Das Bändchen Erzählungen, das ich gelesen habe, ist jedenfalls eine Gabe von eigenem Reiz. Ein junger katholischer Dorfpfarrer, an der französischen Grenze, gibt sich seiner Lust zum Fabulieren hin. Er liebt seine Leute, sein Land, dessen Natur, dessen Geschichte. Er hat Gesichte. Und er kann erzählen. Mir ist das Wertvollste eben das Katholische in all den Erzählungen. Das Fremde, das uns so harmlos und treuherzig nahegebracht wird. Wie in dem Stück von dem durch Laienhand heimlich vollzogenen Sakrament und seiner wunderbaren Wirkung: „Die Taufe". Kurz, es sind liebenswürdige, fromme, eigenartige Geschichten, sechs an Zahl. R

Kristin Lavranstochter. Von Sigrid Undset. Herausgegeben von J. Sandmeier. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1932. 1195 S. Geb. 6.50 M.

Jubiläumsausgabe, gleich 25 000 Stück auf einmal. Alle drei Bände in einem. Es bedarf für unsre Leser nur, daß wir den Preis unterstreichen. Vgl. CW 1926, 22, 1145 f. R

Die Mädchen vom Marienhof. Von Auguste Supper. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1932. 404 S. geb. 5.75 M.

Wenn man vorher Romane mit Sensationen und breiter Schilderung von äußeren Dingen gelesen hat, ist es einem bei diesem Buche der Supper, als sei man wirklich auf die Höhe im Schwarzwald versetzt, wo der Marienhof liegt, in reiner Luft, in stiller herber Einsamkeit. Schwere Schicksale sind auch da oben, aber sie „spielen sich" nicht „ab"; alles ist echt und alles ist ernst. Mag die Vorgeschichte etwas ausführlich geschrieben sein, die eigentliche Handlung ist straff geschildert: daß der Sohn und die Tochter eines wohlhabenden, tüchtigen Architekten, nach Verlust des Vermögens, aus der Großstadt mit dem schwerkranken Vater in jenen ihnen gebliebenen heimischen Besitz auf der Höhe verschlagen, hier die Erfüllung ihres Lebens finden, der Sohn darin, daß er das verwahrloste Anwesen wieder herrichtet und die tapfere Tochter des heruntergekommenen Pächters seine Helferin wird. Daß sie ihm für immer gehören wird, in dieser Zuversicht klingt das Buch aus. Die Dichterin hat es nicht eilig mit ihren Paaren, und schwere Hindernisse für einen glücklichen Ausgang, die im Charakter der Beteiligten liegen, nimmt sie ganz ernst. Je weniger glatt die Geschichte geht, um so glaubhafter, lebenswahrer ist sie. Von all diesem Geschehen stehen Bilder vor uns, wie sie Hans Thoma von seinen alemannischen Bergen malte. Ueber Kriegsende und Revolution fallen harte Worte, wie denn überhaupt viel Grundsätzliches und Praktisches nebenher gesagt wird; die Dichterin schreibt besinnlich, ohne je weitschweifig

[1]) Von dem „Handbuch der deutschen evangelischen Kirchenmusik" erschien inzwischen die 2. Lieferung. Sie enthält die Bogen 5—8 des 2. Bandes (das gesungene Bibelwort) und bringt vierstimmige Psalmen und Motetten des 16. Jahrhunderts, von Johann Reusch, David Köler, Anton Scandellus, Gallus Dreßler, Leonhard Lechner und einige Werke unbekannter Meister. Der nächsten Lieferung, mit der die Arbeit am 1. Band (Altargesang) eröffnet wird, darf man mit besonderer Spannung entgegensehen.

zu werden. So fallen denn auch charakteristische Bemerkungen über die Kirche und ihre Diener. Von einem Feldprediger heißt es: „Da war ein Pfarrer, dem der Mensch völlig die Theologenhaut gesprengt hatte, dem das Göttliche in seiner Menschenbrust immerwährend das Denken über Gott überwältigte.“ Ein Selbstgespräch des Helden der Erzählung (über den Gottesglauben der Frontkämpfer) hoffe ich bald noch hier abzudrucken. Aber es sollten viele unsrer Leser schon vor und zu Weihnachten zu dem Buche greifen.

M

Die Magd des Jürgen Doskocil. Von Ernst Wiechert. Georg Müller, München 1932. 4.80 M.

Ernst Wiechert, wer kennt ihn? Er wurde als Vertreter ostpreußischen Heimatschrifttums genannt, größere Resonanz fand sein Name bis heute nicht. Viel hat er geschrieben: kleine Novellen, Romane seiner Heimat, einen Kriegsroman. Sein neuestes Buch wurde sogleich bei Erscheinen von der Raabestiftung mit ihrem Preis geehrt. Es gehört zu den wirklich schönen Werken unseres heutigen Schrifttums.

An einem ostpreußischen Strom liegen diesseits und jenseits zwei Dörfer; sie sind miteinander verfeindet. Die einzige Verbindung ist der Fährmann, weil er beiden Dörfern gleich fern und fremd, beiderlei Jugend ein Objekt kindlichen Spottes ist. Ein Riese ist er, stumm wie die Fische seines Stromes, schwerfällig wie ein Bär. Er ist verwachsen mit seinem Land, seiner Heimaterde und dem Strom, ganz Symbol stärkster Verwurzelung. In ihm lebt das traditionsstarke Christentum neben dem uralten Aberglauben seiner Heimat. Wie ein Produkt der Elemente lebt er, still, gutmütig, zugleich leidenschaftlich und hart. Wie ihm seine Frau stirbt, die neben ihm gelebt hat, ohne mit ihm zu sein, ist es, als wenn der Riese zu der Natur zurückkehre. Da lebt er nun ganz einsam, ganz ein Stück des Waldes, der Erde, des Wassers, bis eines Tages ein Mädchen in das Fährhaus kommt. Als Magd bleibt sie bei ihm; sie wird die Leidenschaft seines schweren Blutes, seines gewaltigen Herzens. Aber zwischen ihnen steht ihr neuer Glaube. Als Mormonenjüngerin kam sie zu ihm, als Erweckte, gläubig den Blick auf den Priester und die goldene Stadt gerichtet, ein wenig kindlich aus dem Leichtsinn ihrer Jugend in den Leichtsinn eines funkelnden Aberglaubens hinübergespielt. Dann geht die Natur ihren Weg. Das liebebedürftige, warme kleine Frauenherz drängt zu dem heißen, verhaltenen, schweigsamen Herzen des Bären, in dessen Stärke sie sich geborgen fühlt, von dessen Armen sie getragen sein möchte und aus dessen riesenhafter Kraft sie ihr Kind empfangen möchte. Der stille große Mann wird zum Helden für sie. In seiner geraden, stummen Weise beginnt er das Leben für sie aufzubauen, er kauft Oedland, mit dessen steinichtem Boden er den ersten Kampf für sie ausficht, ringt mit seinem unheimlichen Widersacher, dem Mormonenpriester, der das Mädchen und dessen Unschuld für „Gott“, d. h. für sich fordert, kämpft gegen den Haß des von dem Priester fanatisierten Dorfes, kämpft um die Liebe der ihn verspottenden Kinder, gegen die Fluten einer Ueberschwemmung. Der Priester erbetet Fluch auf die junge Frau; beim Hochwasser stürzt sie; die Frühgeburt peitscht in ihr den wahnsinnigen Konflikt ihrer einzigen Liebe zu Doskocil und der Angst vor dem Mormonenpriester hoch. Nach langen, inneren Kämpfen und heißen Gebeten geht sie zu dem Widersacher, ersticht ihn und löst sich so von dem Fluchgebet. Dann empfängt sie von Doskocil, dem Nichtsahnenden, das neue Kind; tags darauf läßt sie sich von ihm zur Stadt zum Gericht führen. Erst eine milde Strafe, dann ein glückliches Leben an der Seite ihres getreuen Doskocil wartet ihrer.

Der Stil ist gedichtet. Er ist in sich gerundet von Satz zu Satz, von Wort zu Wort wie die sanft rollenden Wellen des Stromes. Seit langem habe ich keiner Preiszuerkennung so aufrichtig zustimmen mögen, wie dieser der Raabestiftung. Hans E. Friedrich

Porta nigra. Roman. Von Jakob Kneip. Leipzig, Paul List 1932. 430 S. 5.80 M.

Diese Lebensgeschichte des jungen Martin Krimkorn, des Hunsrücker Bauernjungen und späteren Zöglings des Koblenzer Gymnasiums und Trierer Priesterseminars, dem aber, durch die ganzen Lebensumstände bedingt, die Möglichkeit, sich als Freiwilliger für den Weltkrieg zu melden, eine, wenigstens vorläufige, Erlösung aus Zweifel und Widerspruch bedeutet, ist im inneren Wesen die Fortsetzung der früheren Bücher Kneips: „Bekenntnis“ — „Der lebendige Gott“. Religiöse Problematik ist sehr bedeutsam. Martin wohnt in einer patriarchalisch frommen jüdischen Familie, und er, der Katholik, in dem die Romantik der Heiligen seiner heimatlichen Kirche lebendig ist, ist befreundet einer evangelischen Pfarrersfamilie, in der ihm nicht zuletzt Kunst und vor allem Musik und eben auch die Idee und Wirklichkeit eines geistigen Familienlebens nahetreten. — Die Grundanschauung der bekannten Koblenzer Rede Kneips, in der er sich auf dem rheinischen Dichtertag über das beengende Verhalten der katholischen Kirche gegenüber moderner religiöser und im innersten wahrer Kunst tief beklagt, ist in dieser Problematik (die allerdings keine Diskussion sondern innerhalb der Handlung, des Geschehens, innerhalb des Künstlertums des Buches wirkliches Leben ist) recht aktuell. Und andrerseits wandert der gelehrte und stille, der als ein Apostel der neuen Zeit wirkende, auf alles äußere Behagen verzichtende Langguth durch das Buch; Langguth, der die Gestalt des Rembrandtdeutschen, Langbehns, verkörpert und der in manchem an den, dem Dichter befreundeten verstorbenen Berliner Großstadtpfarrer Dr. Carl Sonnenschein erinnert. Wie soll man sagen: steht das Buch zwischen den Konfessionen? Aeußerlich gesehen vielleicht, aber es ist besser, zu betonen, daß es selber eine Konfession ist und daß es in der Konfession des wahren Christentums, des Urchristentums, steht und daß darin seine innere Kraft und Schönheit liegt. Zwar — das sei nicht vergessen — der heitere Schalk des vorigen Prosabuches des Dichters, der lächelnde Abenteurer „Hampik“ taucht auch immer wieder auf, in anderen Gestalten aber dennoch wirklich und wahr.

Ueber die Frommheit des Buches wäre zu sagen, die Schicksalbewußtheit ... es wäre zu sagen von dem Dichterischen an sich, der inneren Lebenstreue, insofern, als nicht ein Leben um einen roten Faden geordnet wurde, sondern indem das Leben in dem Buche selber seine Ordnung schuf ... dem Buch, über dem immer die Sterne der ewigen Welt stehen, über dem immer Gott Vaters Stimme schwebt — und in dem auch die Wälder des Hunsrück rauschen in ihrer Romantik und herben Schönheit und in dem die Glocken läuten aus den Tälern, den legendenreichen Dörfern und Kirchen ... dem Buch, durch das der Mensch Martin Krimkorn wandelt, der sich und seinem Schicksal nicht entlaufen kann und der bei Abschluß dieses Buches seine Jugend und sein Kämpfen und Ringen noch nicht beendet hat, von dem wir in einem zweiten Band (hoffentlich bald schon) mehr hören werden.

Ich grüße gern den Dichter und Menschen Kneip, dem dieses Buch selbst als ein bedeutendes Gottesgeschenk gegeben wurde.

Erich Bockemühl

Bruder Lucifer. Roman. Von Paul Andres. Jena, Eugen Diederichs 1932. 187 S. 2.80 M.

Erlebnisse eines Klosterschülers unsrer Zeit. Das mag manchem wichtig genug sein, nach diesem Buche zu greifen. Es führt wirklich ganz und mitten hinein ins moderne Klosterleben, und — so interessant das zweifellos ist — das Kloster ist auch wiederum nur Milieu, und das Wesentliche ist das innere Sein, das innere Ringen des Menschen — Lucius = Luzifer — ist die klare und tapfere Wahrhaftigkeit, die wohl eine Tragik bedeutet für den Kämpfenden, andrerseits aber auch wie eine Gnade wirkt im Ertragen. Freundschaft und auch Liebe, das Leben ist es, was sich hier auswirkt unter den besonderen Umständen des Kämpfens mit dem Ergebnis „hindurch“!

Das Buch ist lebendig blutdurchströmt. Es atmet den Frieden der Landschaft, und ein lächelnder Humor verschönt das innere und äußere Leben. Erich Bockemühl

Geschichten vom Großvater Ledderhose. Von Karl Hesselbacher. Heilbronn, Salzer. 480 S. Geb. 5.80 M.

Die Geschichte eines badischen Handwerkerkindes, das heranwächst und heranreift zu einem tüchtigen Pfarrherrn hoch oben im Schwarzwald. Wahrheit und Dichtung, Zeit- und Weltgeschehen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, umrankt von Wissen und poetischer Kunst des bewährten Erzählers, der damit seinem Großvater ein schönes Denkmal setzt. Ein Familienbuch bester Art.

Dora Rade

Hafen binnen, Halliggeschichten von Wilhelm Lobsien. Martin Warneck, Berlin. 46 S. 90 Pf.

Meisternovellen einer reifen Erzählerkunst. In den engen Halligrahmen hinein drängt sich die Weite der Welt, die Tiefe menschlichen Erlebens, die elementare Gewalt der Natur. Die feine Zeichnung der Umwelt, die Schilderung der äußerlich herben, innerlich leidenschaftlichen Charaktere vermag nur der voll wiederzugeben, der selbst tief in diesem Boden wurzelt. Unter diesen mag Lobsien einer der Berufensten sein. Der kleine Band wird in seiner äußeren Anspruchslosigkeit und seinem inneren Gehalt Vielen zur Freude und Vertiefung dienen. Emma Müllenhoff

Frauen und Mönche. Roman. Von Kallinikow. 1929. Leipzig, H. Haessel Verlag 1932. 2 Bde. zusammen 1013 S. Geh. 12 M, geb. 16 M.

Frau Abt und ihr Reich. Roman. Von Kallinikow. 1931. Leipzig, H. Haessel Verlag 1932. 396 S. Geh. 5.50 M, geb. 7.50 M.

Kallinikow ist ein russischer, in Prag lebender Emigrant, der zur Schriftstellerei und einem großen Können ganz aus Eigenem gekommen ist; er ist sozusagen ein literarischer Selfmademan. Hierin ist Lob und Tadel enthalten: Einerseits ist das Erzählertalent Kallinikows von stärkster Ursprünglichkeit; er sieht die Welt, die er schildert, mit eigenen Augen und weiß sie lebendig durchlebt darzustellen. In ihm bricht in starkem Maß das den Russen eigene Talent anmutig vitaler Erzählung durch. Er beherrscht die gesamte Tastatur seiner Kunst: beschauliche Betrachtung, epische Würde, dramatische Steigerung, Ironie, Humor, Liebe zu seinen Gestalten, Unmittelbarkeit der Anschauung.

Aber bald schon stoßen wir auf den Kardinalfehler dieses Romanciers: eine völlige Disziplinlosigkeit gegenüber dem Stoff. Ein Thema, über das Gogol fünfzig und Tschechow vermutlich nur fünf Seiten geschrieben hätten, darüber schreibt Kallinikow tausend; nicht genug damit: er schreibt über dasselbe einen weiteren Roman von vierhundert Seiten. Das ist ein Jammer! Es ist die Hemmungslosigkeit des Selfmademans.

Das Thema beider Romane ist das urrussische Klosterleben. Dort war es vielfach schon seit Jahrhunderten Sitte, daß unweit des Klosters auf einem Vorwerk die Mönche ihre Weiblein hielten. Dieses Weibervolk bildete wie das Kloster eine Welt für sich. Die Verquickung von Kloster, Dorf und Vorwerk, die Kontrastierung

himmlischer Sittlichkeit und menschlicher Sitte, mönchischer Gottesgefälligkeit und derber Sinnenvergnügen, der Liebeswettbewerb zwischen den Mönchen des Klosters und den Dorfleuten, das ist der Stoff. Kallinikow gibt uns eine packende Darstellung der Menschen und ihrer Gefühle und Gelüste, er ist ein Meister erotischer Dichtung, in des Wortes guter Bedeutung; er kokettiert nie mit dem Schmutz, will niemals die Sinne seiner Leser erfassen, sondern er verharrt ganz in Anschauung dieser fremden und der unseren im Grunde doch so ähnlichen Welt. Das wesentliche ist hier durchaus nicht der dramatische Ablauf — der manches zu wünschen übrig läßt — sondern der epische Fluß, das Milieu, nicht die Dynamik von Ereignissen und Entwicklungen, sondern die Statik von Zuständen.

Werner Mahrenholz, der zu dem erst erschienenen Roman ein bedachtes Vorwort schrieb, stellt richtig fest, daß Kallinikow nicht wie Dostojewskij oder Tolstoi von der Idee aus gestaltet, sondern von der sinnlichen Anschauung her. Er ist also — methodisch gesehen — ein Nachfahre Gogols und Tschechows. Aber die Anschauung des Statischen gestattet nicht die breite epische Form. Denn diese erfordert eine Vielheit von Bildern, wie etwa in Gogols „Toten Seelen", wie in Homers Epen. Die Anschauung des Zuständlichen verlangt nach der Präzision eines Tschechow.

Hans E. Friedrich

Die schöne Gräfin Cosel. Roman. Von Georg Frhr. von Ompteda. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1932. 321 Seiten. Geb. 4.80 M.

Als königlicher Sachse geboren greift man gern zu einem Buche von der Gräfin Cosel. Denn die Geschichte von ihrem fabelhaften Aufstieg und grausamen Sturz gehört zu den Hof- und Staatsgeschichten, die uns jeweilen beschäftigten, zumal angesichts der romantischen Ruinen der Feste Stolpen. Freiherr von Ompteda, der einst viel gelesene Dichter, vor kurzem 70jährig gestorben, hat nun der glücklich-unglücklichen Abenteurerin dieses Denkmal hinterlassen. Höchst anmutig erzählt er ihres Glückes Anfang, Mitte und Ende — der 46 Jahre elenden Gefängnisses, mit der sie es zu büßen hatte, nur in einem Nachwort gedenkend. August der Starke, sein Hof, seine Zeit, als Nebenfiguren Karl XII. und Zar Peter, kommen wirksam zur Geltung. So mag es gewesen sein. Der Moralist wird Betrachtungen anstellen, wie solch ein Treiben bei Hof und Staat auf die Untertanen wirken mußte. „Derf er denn das?" fragt das unschuldige Töchterlein vom Land seinen Vater, als der ihr auseinandersetzt, daß die strahlend umstaunte Frau nicht die Frau Königin, sondern Seiner Majestät Amante sei.[1]) Was diese hohen Herrschaften nebst Zubehör an ausschweifendem Lebensgenuß ausgehalten haben, ist erschütternd. Und die Kirche? Einmal findet doch der wackere Superintendent Valentin Ernst Löscher von der Kanzel ein Strafwort der Sünderin ins Angesicht. Tropfen auf den heißen Stein. Welche Mischung von Roheit und Kultur in diesem Kurfürst-König August und seiner Umwelt! Wie dann, wenn Blindheit und Respekt von den Untertanen wich? Rächen sich alte Sünden der Oberen nicht heute noch an unserem Volk? Derlei Reflexionen bleiben unsereinem bei der Lektüre nicht erspart. Aber der Dichter behelligt einen nicht damit. Er erzählt natürlich, amüsant und doch gar nicht frivol, wie wenn er dabei gewesen wäre. Und so entsteht ein Buch, angenehm zu lesen, auch vorzulesen an Winterabenden im Familienkreise der Erwachsenen. Nur mag der Vorleser erst selbst lesen und sich seine Leute dann darauf ansehn!

R

Moselfahrt aus Liebeskummer. Von Rudolf G. Binding. Frankfurt a. M., Rütten und Löning 1932. 45 S. 1.50 M.

Alte Liebe rostet nicht. So brachte dieses entzückende kleine Buch den Zauber einer geliebten Landschaft, ihre Schönheit und ihre herben Reize, wieder ganz, ganz nahe. Es ist mehr die Novelle einer Landschaft als eine Novelle in einer Landschaft, wie ihr Dichter diese Moselfahrt aus Liebeskummer (die nicht von ihm unternommen wird!) bezeichnet hat; sie macht warm und heiß und läßt das Verlangen nach ihr groß und mächtig werden. Wer kennt den „Christus in der Kelter" aus der Kreuzkapelle auf dem Berge des Weinortes Edingen? Leib und Haupt des Heilandes sind noch mit dem Kreuzesstamm verbunden, aus den Nagelwunden der schon gelösten Hände und Füße fließt sein Blut in die Kelter und mischt sich mit dem Wein. Wohl nirgendwo sonst findet sich diese ortseingeborene Vorstellung, durch die Blut und Wein von der Kirche so nahe zusammengebracht wird, ohne Transsubstantiation und ohne weitere Symbolik — Blut wandelt sich in Wein. — Dem Bändchen sind einige photographische Aufnahmen beigegeben. Zeichnungen an ihrer Stelle wären wohl der „Intimität" dieser vollendet geschriebenen Novelle gemäßer gewesen; man möchte sie einer hoffentlich notwendigen späteren Auflage wünschen!

Karl Jadziewski-Jask

Rätsel der Gobi. Die Fortsetzung der großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1928—1930. Mit 74 Abb. nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter, sowie zwei vierfarbigen Karten. Von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus 1931. 355 S. Geh. 10.70 M, geb. 13.50 M.

Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt. Die Erlebnisse der deutschen Grönlandexpedition 1930/31; geschildert von seinen Reisegefährten und nach Tagebüchern des Forschers. Unter Mitwirkung von Dr. Fritz Loewe, herausgegeben von Else Wegener. Mit vielen Abbildungen, 11 Karten, Grundrissen und Uebersichten. Vorwort von Kurt Wegener. Leipzig, F. A. Brockhaus 1932. 304 S. 6.70, geb. 8 M.

Man kann fragen: Was tut die Anzeige solcher Bücher in einer Zeitschrift, die sich hauptsächlich mit religiösen und ideellen Problemen beschäftigt? Gewiß lesen wir hier von scheinbar untheologischen Dingen, von der Beschaffenheit der Erde, von Wetterforschungen, Erdgeschichte, Flußläufen, von Tieren und Menschen in fernen, wenig bekannten Gegenden. Aber ist es nicht ein dringendes Anliegen des Christen, das Schöpfungswerk Gottes und seine Stellung in ihm kennenzulernen? Was der Mensch ist, kann nur enträtselt werden, wenn er gesehen wird im Zusammenhang mit der Erde, aus der heraus die menschliche Geschichte wächst und in die sie wahrscheinlich wieder zurückkehrt. Und es ist etwas Wunderbares um das Geschehen in und an der Erdrinde, so gering, auf das Ganze gesehen, die Möglichkeiten der Erforschung sind. Der Verlag Brockhaus erwirbt sich ein Verdienst, in schönen, durch Bilder bereicherten und auch dem Laien verständlichen Ausgaben auf mustergültige Weise dem Fragenden diese Forschungen zugänglich zu machen.

Sven Hedin ist ein weltbekannter Name. Sein vorliegendes Buch schließt sich an an die Schilderung der „Großen Fahrt" von Peking nach Urumtschi, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Sinkiang in Zentralasien. Südlich und östlich dieser Stadt befindet sich das hauptsächliche Forschungsgebiet. Zwar gibt es Schwierigkeiten genug zu überwinden, auch Abenteuer zu bestehen, aber im Gegensatz zu früheren Zeiten vollzieht sich die Tätigkeit in ziemlich gesicherten organisierten Formen. Die modernen Verkehrs-, Nachrichten- und Verpflegungsmittel wirken sich äußerst wohltätig aus. Hedin selbst ist weniger Forscher; er klagt im Vorwort, daß er seine eigenen Wünsche zurückstellen mußte, um den verschiedenen Expeditionen und Stationen die Mittel zu ihrer Arbeit zu verschaffen. Er ist der Organisator der Tätigkeit der verschiedenen schwedischen, deutschen und chinesischen Forscher, deren Ziel es ist, die Geheimnisse Innerasiens, seine Natur und Geschichte aufzudecken. Er schafft Geld und Instrumente, verhandelt mit den Behörden, muß große politische Schwierigkeiten zur Seite räumen für seine Mitarbeiter, hält Vorträge. Es ist erstaunlich, welche Massen von Kilometern bei dieser Tätigkeit zurückgelegt werden, wie klein der Erdball ist.

Als besonders bedeutsam möchte ich verweisen auf die Schilderung der der europäischen Welt sonst unbekannten politischen Vorgänge in Innerasien, zumal die von Expeditionsteilnehmern miterlebte Ermordung des Generalgouverneurs von Sinkiang und ihre politischen Folgen; ferner auf die furchtbare Wahnsinnstat des chinesischen Studenten Ma, der, wohl von der langen Einsamkeit auf seiner Station seelisch erschüttert, seinen Diener und sich selbst erschlug; auf die Entdeckung von Skelettresten des „Pekingmenschen" und auf den Fund von Ueberresten riesiger Dinosaurier. Ueber wissenschaftliche Ergebnisse der Expeditionen würde der anspruchsvolle Leser vielleicht gerne etwas mehr erfahren haben, besonders über ihre Tragweite für das Ganze unserer Vorstellungen von der Erde. Aber vielleicht verlangt er hier zuviel, da das zur Zeit der Abfassung des Buches noch nicht festzustellen war.

Noch persönlicher und stärker wirkt, zumal auf den deutschen Leser, Alfred Wegeners Werk und Tod. Das Buch ist eine der ergreifendsten Forschungsschilderungen, die ich kenne. Gewiß, weil der Leiter dabei den Tod fand, aber auch weil es Zeugnis ablegt von dem Heroismus, den der Erkenntnistrieb des Menschen zu erzeugen imstande ist. Die Expedition wurde durch die Mittel ermöglicht, die die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte. Zu ihrem Leiter wurde ausersehen der Geologe Alfred Wegener, Professor in Graz, der 1913 schon Grönland durchquert hatte. Ihr Zweck war ein rein wissenschaftlicher: die Erforschung physikalischer, meteorologischer und geologischer Erscheinungen, z. B. Messungen von Temperaturen, Windstärken, Strahlungen, Erdschwere, Eisdicke zur Erkenntnis der Wandlungen der Erdoberfläche, für die ja Wegener interessante Hypothesen vertrat, und zur Erkenntnis der Wetterverhältnisse über Grönland, wo sich die Wetterküche für Europa befindet. Drei Stationen waren vorgesehen: eine an der Ost-, eine an der Westküste und eine in Eismitte, die in Verbindung mit der Weststation (Entfernung 400 km und 3000 m Höhenunterschied) stand. Die Expedition stieß auf unsagbare Schwierigkeiten; denn Wetter und Eisverhältnisse waren besonders schlecht. Die Schilderung läßt durchblicken, daß die Expedition, gemessen an ihren eigentlichen Zielen, von Anfang an durch widrige Umstände zum Scheitern verurteilt war. Um so deutlicher tritt die Zähigkeit und der Heldenmut hervor, mit dem das Menschenmögliche herausgeholt wurde. Das Schlimmste war die mangelnde Versorgung der Station „Eismitte". Wegener tat sein Aeußerstes, um ihr die Lage zu erleichtern — umsonst; er fand dabei den Tod, mit ihm sein treuer Grönländer Rasmus. Während man Wegeners Leiche im nächsten Frühjahr im Gletschereis verschneit fand, war und blieb Rasmus trotz eifrigsten Suchens im darauffolgenden Sommer samt dem Tagebuch des Forschungsleiters, das er, um es zu retten, mit sich genommen hatte, verschollen. Zu dritt überwinterten die Forscher Sorge, Loewe und Georgi in Grönlands Mitte 3000 m hoch ohne Haus mit spärlichem Petroleumvorrat; eine Höhle im Firneis war Wohn- und Arbeitsstätte bei Außentemperatur bis zu —65° C. Dazu lag Loewe wegen erfrorener Füße

[1]) Eben lese ich anderswo: „Zerstörer der modernen Ehe ist nicht Lindsey gewesen, sondern die patriarchalischen Fürsten und Gutsbesitzer in selbstherrlichem Trotz als Herren über ihre Mätressen und Mägde."

an sein Lager gefesselt. Ich habe kein Urteil, inwieweit die Expedition wissenschaftlich ertragreich war, das aber kann ich versichern, der Leser des Buches bekommt einen klaren Einblick in Grönlands, dieses merkwürdigen Stückes Erde, Natur, Tiere und Menschen; denn die Feststellungen der Forscher sind überaus einfach und verständlich geschildert, nur der Abschnitt über Erdschweremessungen machte mir Schwierigkeiten. — Nicht vergessen soll sein die Darstellung der Schicksale der Oststation, die sich besonders durch Wärme und Anschaulichkeit auszeichnet. Sie stammt aus der Feder des Leiters Walther Kopp.

Beide Bücher sind reich begleitet von zum Teil geradezu wundervollen Aufnahmen von Natur und Menschen; musterhafte Karten verdeutlichen das Gesagte. Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen, daß beide Werke prachtvolle Weihnachtsgeschenke wären zumal für eine Jugend, die sich für das Heldentum der Erkenntnis zu begeistern fähig ist. Georg Wünsch

Der Herr der Herde. Von Gopal Mukerdschi. Aus dem Englischen übersetzt von Hilda Westphal. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1931. 197 S. 3.50, geb. 5.50 M.

Die Löwen am Kilimatui. Von Mikkjel Fönhus. Aus dem Norwegischen übersetzt von Sandmeier und Angermann. München, C. H. Beck 1932. 184 S. 3.60, geb. 4.80 M.

In dem köstlichen Elefantenbuch des Inders Mukerdschi verbindet sich eine wirkliche Tierkenntnis — man lernt diese klügsten und mächtigsten Tiere in allen Phasen und vielen Episoden ihres Lebens ganz nahe kennen — mit der Weltanschauung des Erzählers in maßvoller Weise. Das Staunen über die unausdenkbare Fülle der Schöpfung will einen nicht verlassen. Fast erschrocken ist man vor solchem Uebermaß an Leben und begreift nun auch viel eher den ständigen Kampf zwischen Tier und Tier, Tier und Mensch, diese Angstgedrücktheit selbst der mächtigsten Tiere und ihren leidenschaftlichen Lebenswillen. Als Grundgedanke geht durch das Ganze: Wer führen will, muß sich selbst opfern lernen und wirklich etwas leisten. Alles ist ganz einfach und ohne Sensation vorgetragen, obwohl man nicht immer in die Illusion gebannt bleibt, als handle es stets um die Weisheit des Tieres und nicht um die Meinung des Verfassers.

Das Löwenbuch des Norwegers Fönhus ist voll von Dramatik. Es spannt vom ersten bis zum letzten Satz, wenn man auch öfter auf bekannte und für Tropenbücher reichlich typische Schilderungen trifft. Immer reißt einen der knappe, grelle Stil des Verfassers mit. Die Schilderung bleibt streng realistisch, streift gelegentlich das Sensationelle, ohne aufdringlich zu werden. Dennoch zeigt die recht geschickte Verflechtung des Schicksals einer fünfköpfigen Löwenfamilie mit den Jagderlebnissen ganz verschiedener Menschen — vom tierfreundlichen Jagdaufseher bis zum Trophäen- und Bildjäger (Filmoperateur!) — die ganze Tragik von Mensch und Tier, wo sie Herrscher desselben Raumes sein wollen. Das furchtbarste Beispiel dafür ist die Hetzjagd im Auto: Das stolze Tier begreift dieses furchtbare Ungeheuer mit seinem Geknatter nicht und muß sich völlig ermattet vor ihm flüchten und verkriechen. Man empfindet einen Jammer dabei, aber die Wirklichkeit ist so: Das Tier wird wehrlos, wo der Mensch, zur Maschine potenziert, ihm begegnet. Herbert Grabert

Lusch wird eine Persönlichkeit. Ein lustig-nachdenkliches Mädelbuch von Lotte Arnheim. Stuttgart, Gundert. 133 S. 1.90 M.

Müllerstraße. Jungens von heute von Ruth Rewald. Ebenda. 115 S. 1.90 M.

Zwei prächtige Jugendbücher, recht aus unserer Zeit heraus, mit dem Hintergrund der Not, die in alle Häuser hineinschaut und von den Kindern — Großstadtkindern — als selbstverständlich miterlebt wird.

Lusch, die warmherzige kluge 13jährige, wächst an der Liebe zu ihrer „Mum" zur verständigen kleinen Helferin heran, die zu Weihnachten mit dem ersten selbstverdienten Geld allerlei Lücken im bisher wohlgeordneten Haushalt ausfüllen kann.

Und die Jungens. Wilde echte Buben, die das ewige Fußballspiel satthaben und sich daran machen, ein Theaterstück aufzuführen, im verborgenen Dachwinkel. Alles selbst gemacht, Dichten, Schreinern, Malen und sich die nötigen Groschen durch allerlei kleine Dienste erwerben. Spannend, lustig, abenteuernd, und zuletzt mit hoher Anerkennung gekrönt.

Beide Bücher mit lustigen Zeichnungen ausgestattet, echte gute Weihnachtsbücher für Buben und Mädel von 10—14 Jahren. Dora Rade

Der ewigen Heimat Lichterschein. Etwas zur Freude für Jung und Alt. Von Hanni Becker-Oswalt. Berlin NW 6, Sonnenweg-Verlag. 30 Pf.

Zu Weihnachten wollen auch schlichte und schlichteste Leute etwas Gedrucktes haben. Eine Arztfrau in Iserlohn schrieb aus vollem Herzen dies „Freudebüchlein". „Wie Hannele das Christkind verlor und wiederfand" und Andres. R

Zwölf Bilder zum Vater Unser von Ludwig Richter. (Zwölfbilderheft Nr. 12.) 2. Auflage. Johannes Herrmann, Zwickau (Sa.). Geh. 80 Pf., 25 Stück 18 M., 50 Stück 34 M.

Die schönen alten Bilder auf gutem starken Papier in Quartformat; als Vorrede des Matthias Claudius schlichte, fromme, kurze Auslegung des Vaterunsers. Wird Vielen Freude machen. M

Der vergnügte Theologe. Von Euthymius Haas. Gießen, Töpelmann. 1. Sammlung. 3. Aufl. 1932. 190 S. 3 M. 2. Sammlung 1930. 83 S. 1.50 M.

Selbst unter dem Decknamen „Ehrlich" zitiert, darf ich versichern, daß ich die mir fremde spaßige Laune des Sammlers bewundere, die aus Kirchengeschichte, Profangeschichte und kirchlicher wie theologischer Gegenwart, auch aus Religionsunterricht und Druckfehlern eine Fülle von Humor zusammengetragen hat, die trotz all den schweren Nöten der Gegenwart die Lachmuskeln in heilsame Bewegung versetzt. Gewiß ist in solchem Humor viel beglückende Lebenswahrheit. Otto Baumgarten

Kalender für 1933. Es sind nicht wenige, die vorliegen, einige schön, mit zum Teil gehaltvollen Erzählungen und Aufsätzen, einige wollen nur zweckmäßig sein und sind es. Heute nur eine Zusammenstellung:

Neuwerk-Kalender. 9. Jahrgang. Kassel. Neuwerk-Verlag 80 S. 60 Pf.

Hessischer Volkskalender. 50. Jahrgang. Kassel, Lometsch. 88 S. 55 Pf.

Immergrün-Kalender. Stuttgart, Quellverlag. 80 S. 45 Pf.

Evangelischer Volksbote. 44. Jahrgang. Berlin W 10, Evangelischer Bund. 112 S.

Schlesischer Evangelischer Volkskalender. Breslau, Evangelischer Preßverband. 80 S. 50 Pf.

Frauenlob. Jahrbuch für Frauen und Mädchen. Von Pfarrer J. Mann, Stuttgart, Quell-Verlag 88 S.

Der evangelische Heimbote. Jahrweiser für das evangelische Wien. Von Pfarrer Dr. Egon Hajek. Wien, Buchhandlung des CVJM. 123 S. 1.50 Schilling.

Nachbar-Kalender. 45. Jahrgang. Hamburg, Persiehl. 97 S. 35 Pf.

Neuer Kinderkalender. Herausgegeben von Joh. Zauleck. 41. Jahrgang. Hamburg, Persiehl. 64 S. 25 Pf., Partiepreise.

Amtskalender für evangelische Geistliche. Herausgegeben von Paul Troschke. 60. Jahrgang. Gütersloh, Bertelsmann. 242 S. 1.80 M.

Deutscher Pfarrer-Kalender. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 206 S. 1.80 M.

Daß der Neuwerk-Kalender, dem Geist der Neuwerk-Gemeinde entsprechend, besonders aufs Innerste gerichtet und ernst ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden; aber auch von den übrigen hat wohl jeder seine besonderen Vorzüge, und was an schlesischen oder hessischen oder Wiener und österreichischen Besonderheiten darin steht, hat seinen Reiz durchaus auch (oder oft gerade auch) für die in anderen Teilen Deutschlands Wohnenden. M

Geschichten zum Nachdenken

(vgl. CW 1, Sp. 40 f.)

2

In einem der großen, bisweilen recht behaglich ausgestatteten Kinderheime an der See fand eine der dort tätigen Schwestern, als wieder eine Schar von Kindern, meist Arbeiterkindern, nach der Großstadt zurückreisen sollte, am Tage vorher ein 13jähriges Mädchen bitterlich weinend. „Marie, weshalb weinst du so?" Keine Antwort. „Du kannst mir es doch sagen. Du bist wohl traurig, weil du nun hier wieder weg mußt?" Das Kind schüttelte den Kopf, weinte aber weiter. „Sag mirs doch; du weißt doch, daß ich dich lieb habe." Das Mädchen blieb noch eine Weile stumm; dann schrie es auf: „Wenn doch meine Mutter nur ein einziges Mal in einem solchen Bett schlafen könnte, wie ich es vier Wochen lang hier gehabt habe!"

Ueber der Wohnungsnot darf der Mangel an Betten, der in Deutschland besteht, nicht vergessen werden. Natürlich hängen beide Notstände zusammen, aber auch wenn wir genug und ausreichende Wohnungen hätten, würden wir noch lange nicht genug Betten haben. Nach einer Zusammenstellung bei der Ausstellung, die von der deutschen Jugend 1927 in Berlin veranstaltet wurde, hat durchschnittlich jeder fünfte Jugendliche in Deutschland kein eignes Bett; man darf die Zahl der Betten, die in Deutschland fehlen, auf fünf Millionen schätzen! M

Chronik

Die für 1935 geplante zweite Stockholmer Konferenz für Life and Work ist auf einen Zeitpunkt verschoben, der nach Möglichkeit nicht später als 1937 liegen soll. Nach Rücktritt von Dr. Atkinson vom Generalsekretariat des Oekumenischen Rates für praktisches Christentum ist Pfarrer Henriod, der Anfang dieses Jahres zum Generalsekretär des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen gewählt wurde, aufgefordert worden, auch dies Generalsekretariat zu übernehmen. Professor D. Adolf Keller wurde gebeten, ehrenamtlich die Funktion eines Dozenten der Stockholmer Bewegung zu übernehmen.

Der Generalrat des Reformierten Weltbundes tritt vom 20. bis 29. Juni 1933 in Belfast zu seiner 14. Tagung zusammen.

Der Stabschef der NSDAP (Röhm) hat die Anordnung erlassen, daß bei jedem Gruppenkommando ein SA-Geistlicher anzustellen ist, der Pg sein und im Range eines Sturmbannführers z. b. V. steht, Bestätigung nur durch die oberste SA-Führung direkt. Von jetzt an sprechen nur die SA-Geistlichen bei Feldgottesdiensten, die möglichst mit Fahneneinweihungen zu verbinden sind. Der Pg Pfarrer Münchmeyer (in Wirklichkeit hat Münchmeyer auf die Rechte des geistlichen Standes verzichtet) wird als Spezialreferent in die oberste SA-Führung berufen. DEK 44

Für ein Vorspielbuch zum deutschen evangelischen Gesangbuch sind gegen 1000 Manuskripte eingegangen, aber nur ein Dutzend Orgelchoräle entsprachen restlos den Anforderungen, die an ein musikalisch wertvolles aber einfaches Vorspielbuch gestellt werden mußten, so daß auf eine Durchführung des Planes verzichtet werden muß. FZ 619/20

In Berlin sind im Monat September an jedem Tag durchschnittlich sechs Menschen freiwillig aus dem Leben geschieden. VZ 516

Das Landeskirchenamt in Hessen verbietet im Einverständnis mit der Kirchenregierung, daß bei Trauungen der Bräutigam in der Uniform eines politischen Verbandes erscheint.

Der Kirchenvorstand der Lutherkirche in Hannover hat das Tragen und Zeigen politischer Uniformen in der Kirche verboten, nachdem bei einer Trauung unter Beteiligung der SA mit Fahne Ruhestörungen vorgekommen waren. EPD 21 10

Die Bayrische Regierung hat angeordnet, daß bis zum 1. Oktober 1934 die Erlaubnis zur Eröffnung neuer Wirtschaften mit Alkoholausschank nicht mehr erteilt werden kann.

In Baden sind ein Konkordat mit der katholischen Kirche und ein Vertrag mit der evangelischen Kirche dem Landtag vorgelegt worden. Den Freiburger Erzbischof soll das Domkapitel aus drei von der Kurie genannten Kandidaten wählen, von denen einer ein Angehöriger der Erzdiözese sein muß. Im Vertrag mit der evangelischen Kirche wird für die Berufung von Professoren der Theologie nach Heidelberg ein Gutachten der Kirchenbehörde vorgesehen; in die Professur der praktischen Theologie darf der Staat, solange mit ihr die Leitung des Predigerseminars in Heidelberg verbunden ist, keinen von der Kirchenbehörde Abgelehnten berufen.

Der Bund freier reformierter Gemeinden Deutschlands (vgl. Sp. 1007) nennt sich jetzt Bund evangelisch-reformierter Kirchen Deutschlands. Präses ist jetzt Pastor Nagel, Hamburg, Bundesschatzmeister Baudirektor Bürstenbinder, Hamburg.

Der Plan des österreichischen Finanzministeriums, die evangelische theologische Fakultät an der Universität Wien aus Ersparnisrücksichten aufzulösen, ist auf den Protest des EOK und der Fakultät hin zurückgezogen worden.

Auf Veranlassung des Papstes ziehen die italienischen Bischöfe von den ausreichend dotierten Pfarreien und Benefizien bestimmte Abgaben als Liebessteuer zur Unterstützung der durch die wirtschaftliche Krise verarmten Pfarreien ein.

Das Militärgericht in Posen verurteilte einen Soldaten (Baptist oder Menonit), der einen Befehl nicht ausgeführt hatte, weil dieser mit seiner religiösen Anschauung nicht übereinstimmte, zu drei Jahren Gefängnis. EvGmdBl Pos 1

Der Ort Jasna Gora hat vom Papst das seltene Privilegium der Verkündigung eines polnischen anno santo aus Anlaß des 550jährigen Jubiläums der Ueberführung des Czenstochauer Marienbildnisses erhalten.

Die Mariavitenzeitschrift Krélestevo Poze na Ziemi wirkt offen für die Vielweiberei. Die Einehe sei eine Anomalie, ein künstliches Gedankenprodukt, das gewöhnlich in einer Ehetragödie ende. EvGmdBl Pos

In Narwa (Estland) nahmen 24 orthodoxe Geistliche estnischer und russischer Nationalität an einer Tagung lutherischer Geistlicher zur Abwehr der Gottlosenbewegung teil.

In Bosnien schenkte ein angesehener Mohammedaner der evangelischen Filialgemeinde Brischko einen Bauplatz für ein Bethaus; ein anderer vermietete den Evangelischen in der Kreisstadt Bjelina unentgeltlich einen Saal für ihre Gottesdienste.

Von Personen. Ernannt: Professor der Staatswissenschaften Wilhelm Kähler in Greifswald, Sohn des Hallenser Professors, Neffe Stöckers und Bruder des pommerschen Generalsuperintendenten, zum kommissarischen Unterrichtsminister in Preußen. Promoviert: Generalsuperintendent Karl Lohmann in Magdeburg, Professor Robinson in Cardiff, ao. Professor Walter Rutenbeck in Bonn von Halle, Professor Arvid Runestam in Uppsala von Greifswald, Rektor Manfred Björkvist in Sigtuna von Berlin, Professor Torsten Bohlin in Abo von Jena, Rektor Johannes Sandegren in Madras von Rostock, Kirchenmusikdirektor August Knabe in Soest von Münster zu D. D. Erzbischof Erling Eidem in Uppsala wurde Ehrensenator der Universität Halle. Gewählt wurde zum Bischof der evangelisch-lutherischen Landeskirche Rumäniens (an Stelle des zurückgetretenen D. Friedrich Teutsch) der Bischofsvikar Stadtpfarrer D. Viktor Glondys in Kronstadt (geboren 1882 in Biala, war Pfarrer und Privatdozent in Czernowitz). Gestorben: der Senior i. R. D. Eduard Grimm in Hamburg; Generalsuperintendent i. R. D. Theodor Kaftan in Baden-Baden. ESt

Verschiedenes

Laberthonnière. Einer der letzten großen Führer des französischen Modernismus, der Abbé Laberthonnière, ist mit 73 Jahren gestorben. Sein Begräbnis gab noch einmal Zeugnis für die Rolle, die er im religiösen Leben Frankreichs gespielt hatte: ein Bischof, zahlreiche Priester, eine Reihe protestantischer Pfarrer umstanden seine Bahre, daneben auch eine Reihe Frauen, die alle 14 Tage bei ihm zu religiösen Gesprächen zusammenzukommen pflegten. Sein Ziel war es, das Dogma zu verinnerlichen, hinter der Formel die „Lebenswerte" aufzuweisen, wie es Bartmann nennt. Seine Schriften waren Anfang dieses Jahrhunderts das geistige Licht für zahlreiche fortgeschrittene Geister im französischen Katholizismus; aber sie kamen fast alle auf den Index, und die kirchlichen Oberen verboten ihm schließlich jede schriftliche Aeußerung theologischer Art. Der siegreiche Thomismus, der im Augustinismus seinen gefährlichsten Gegner spürt, hatte auch über ihn triumphieren können. Diese Feindschaft ging so weit, daß vor einigen Jahren sogar einem seiner Schüler, dem Père Samson, der durch seine Fastenpredigten in Notre Dame von Paris einen gewaltigen Erfolg hatte, für die Zukunft die Kanzel entzogen wurde.

Laberthonnière war überzeugter Katholik und treuer Sohn seiner Kirche. „Man kann mir noch so sehr zusetzen, ich werde mich nicht von ihr trennen." Aber er gehörte zu jenen reinen Geistern, die zwischen der Wahrheit Gottes und der Wahrheit der Kirche zu unterscheiden wissen. So hielt er mit einigen der Führer des Protestantismus (Wilfred Monod, Marc Boegner) und den russischen Theologen in Paris eine enge Freundschaft. Es scheint, daß dieser Mann, dem zu Lebzeiten die Hand gebunden war, die tiefste und reinste Form seiner Gedanken der Oeffentlichkeit zu übergeben, nach seinem Tode noch eine starke Wirksamkeit entfalten wird. Seine Freunde werden wahrscheinlich seinen Nachlaß herausgeben.

Otto Piper

Rettet das Weihnachtsfest! In den Wochen vor Weihnachten pflegen so viele „Weihnachtsfeiern" stattzufinden, daß Weihnachten dadurch immer stärker beeinträchtigt wird. Es mag unbedenklich sein, wenn in einer Schule oder einer Studentenverbindung ein paar Tage vor dem Fest eine Feier gehalten wird; für keinen Teilnehmer ist sie ein Ersatz derjenigen, die er dann im Elternhause noch erwarten darf. Und wenn ein Großstadtpfarrer in 19 Tagen vor Weihnachten 17 Ansprachen bei sogenannten Weihnachtsfeiern aller möglichen Vereine und Anstalten zu halten hat, so ist das zwar für ihn hart; immerhin mag er es allmählich gewohnt sein, gerade in Festzeiten sich aufopfern zu müssen. Aber je mehr solche Feiern sind, um so größer wird die Zahl der Laien, auch der Kinder, die vor Weihnachten schon mehrere erlebt und dabei (oder auch in den Schaufenstern und „Weihnachtsausstellungen") so viele Christbäume gesehen haben, daß ein gut Teil der Freude des Heiligen Abends ihnen verloren geht, weil sie vorweggenommen ist. Vorfreude mag zur Steigerung der Freude beitragen; vorweggenommene Feiern werden für jedes Fest tötlich, weil es dann zur Wiederholung, zum Nachhall wird, langweilig werden kann. Wer es kann, wirke darauf hin, daß diejenigen Feiern, die nun einmal für die Tage vor Weihnachten schon verabredet sind, als Adventsfeiern gestaltet werden, mit all den schönen Sinnbildern, die da möglich sind. Und den Vielen, die zu keiner Familie gehören, helfe man mit aller Sorgfalt und Freundlichkeit zu Feierstunden am 24. Dezember, so gut man kann. Aber unseren Kindern und vielen Erwachsenen, denen durch den jetzigen Betrieb der Vorweihnachtsfeiern das Fest geschädigt wird, soll man zu retten suchen, was zu retten ist. Das mußte schon jetzt gesagt werden, weil, wer bremsen kann, es nicht zu spät tun darf.

M

Versammlungskalender

2.—7. Januar Arbeitswoche des „Freien Dienstes" (Köngener), Kassel
19.—23. Januar Sozialehrgang für Theologen Johannesstift Spandau
31. Januar bis 3. Februar Pastorenlehrgang für Volksmission, Johannesstift Spandau

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

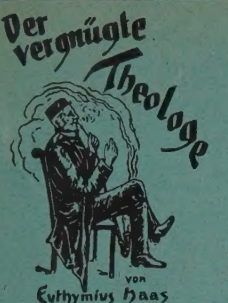
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage: Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig G. m. b. H., Berlin; Chr. Kaiser, München; W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Eine Anekdoten-Sammlung



1. Bd. (15. Taus.) 3.–, gb. 3.50
2. Bd. (5. Taus.) 1.50, gb. 2.–

Alfred Töpelmann-Verlag-Gießen

Erste Sammlung

10.–15. Tausend 1932

Geh. 3,– Mark, Geb. 3,50 Mark

Zweite Sammlung

1.–5. Tausend 1930

Geh. 1,50 Mark, Geb. 2,– Mark

Ein vornehmes fröhliches Büchlein, das die Pfarrfrau dem Pfarrherrn auf den Weihnachtstisch legen sollte, dessen Gabe aber auch jeden anderen herzlich erfreut.

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. Ausbildung für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit, Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne staatl. Prüfung. Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. Vorbedingung: Höhere Schulbildg. (Obersekunda-Reife). Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.

Eintrittsalter 19–30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Ein Meisterwerk universaler Geschichtsschreibung

WILLY ANDREAS

Deutschland vor der Reformation

EINE ZEITENWENDE

660 Seiten Groß-Oktav. Leinen M 14.–

Weitere Urteile (vgl. Christl. Welt vom 19. XI. 32)

Eine ungeheure Bühne glänzender Gestalten tut sich auf. Tausend Einzelzüge verschmelzen zum dramatischen Bild einer Zeit, da wie heute der Geist der Nation neue Pfade suchte. Aus dem Erlebnis gestaltet, spricht das Buch bei aller Sachlichkeit ergreifend zu jedem empfänglichen Sinn.

Mario Krammer in der Deutschen Allgemeinen Zeitung

Andreas ist ein glänzender Charakteristiker, aber bei aller gelehrten Würde versteht er volkstümlich, deutsch zu schreiben. Dies Buch zeigt, was oft bezweifelt worden ist: unsere Geschichtswissenschaft geht nicht in Einzelforschung unter und in der Arbeit von Gelehrten für Gelehrte, sondern ist kräftig und willens, auch große Aufgaben zu lösen, und so, daß der Laie mit Genuß daran teilhaben kann. *Velhagen & Klasings Monatshefte*

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Schönwald, bad. Schwarzwald 1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg

Kurhaus Viktoria (Christl. Hospiz)

Das ideale Heim des Wintersportlers in schönster, sonniger Lage. Neuzeitlich und behaglich. Herrliches Skigelände. Winterkuren. Pensionspreis von Mk. 4.50 inkl. 4 Mahlzeiten und Heizung. Postautohaltestelle. Tel. 548 Triberg. Prospekte.

Adolf Keller

Vom unbekannten Gott

Not und Hoffnung der Gegenwart

★

Transparent / Du arme Welt / Gespräche im Dunkeln
Vom unbekannten Gott / Wir heißen euch hoffen

Preis RM 4.–, in Ganzleinen gebunden RM 4.80

★

Joseph Wittig sagt darüber:

»Das ist die religiöse Sprache, die allein ich für wirksam halte und die so selten gesprochen wird . . .«

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Pastoralblätter

Herausgeber D. Erich Stange

75. JAHRGANG

Den Leserkreis bildet mehr als ein Drittel der gesamten deutsch-evangelischen Geistlichkeit im In- und Auslande

Jahresumfang 720 Seiten
Probehalbjahr RM 4.50

Verlag L. Ungelenk, Dresden-A. 27

Als Weihnachtsgabe für Bücherfreunde

500 Bücherkarten in geschmackvollem Kasten 5.85
1000 Karten in poliertem Holzkasten 12.15

AUGUST HOPFER
Buchdruckerei, Burg b. M.

Verlangen Sie ausführl. Prospekt

Schenkt zu Weihnachten:

Der Eremit

Bd. I/II

Von Ebba Pauli

Verlagsbuchh. Neu-Sonnef. Jugend Heppenheim (Bergstr.)

Über dieses Buch sind sich alle Besprechungen einig: Es ist ein Buch der Seele. Bekümmerte, Fragende will es lehren, das Dunkel des Lebens glaubend zu tragen — als Überwinder, die fähig werden zu tätiger Liebe.

Kinderandachten,
wie sie sein sollen
bietet Pf. **Richard Schulze** in

Kommt, Kinder,

wir wollen Andacht halten

3. Auflage (geb. 3.25)

L. Ungelenk, Dresden-A. 27

Für südd. Beamtentochter

20jährig, Braut eines nordd. Theol., bes. tüchtig im Nähen, kinderliebend,

Stellung gesucht

mit Fam.-Anschluß in christl. Hause. Angebote an Mulert.

Die Christliche Welt

lückenlos von der 1. Nummer (1887) an **verkauft** gegen Höchstgebot.

Pfarrer **O. Bertram, Broistedt**
(Braunschweig)

Werbt für die

Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegebene Adressen

SIEGFRIED VON DER TRENCK

der Dichter des Geistes und der Seele

am 2. Dezember 1932 50 Jahre alt

(Hierzu der Aufsatz in diesem Heft Sp. 1090)

★

Soeben erschien das erste Prosawerk des Dichters

DER STIER UND DIE KRONE

Die Post des wahrhaftigen Menschen Peter Karger

Ein Roman. In Leinen gebunden RM. 5.60

Friedrich Griese urteilt über das Werk:

„... Wie ein Elch kommt der Karger aus dem ostpreußischen Wald, wo er am dichtesten ist; wer kann ihm helfen? ... Mich hat das Buch erschüttert wie selten eins. Es ist in allem so ganz deutsch, im Innern so klar und so stark, daß es gerade in dieser Zeit Führer und Mittler sein könnte ... Ungeheure Musikalität ... Bewußte Männlichkeit, die in all ihrer Herbheit so behutsam, in ihrem Aufgetansein so in sich verschlossen ist. ... Die Scheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Teufelswerk und Gottwohlgefälligsein hat der Deutsche noch nicht vorgenommen. Diese Zeit macht es ihm nicht leicht. Aber gerade deshalb muß man ihm dabei helfen. Und dabei wird man ein solches Buch nicht entbehren können.
Ich wünschte, daß man an dieser Arbeit das Wesentliche und für Gegenwart und Zukunft Entscheidende erkennen möchte."

Zur Einführung in das Schaffen des Dichters erscheint soeben:

Siegfried von der Trenck

Gedanken zu seinem Werk von Heinrich Spiero

Mit Bild des Dichters und 2 Kunstbeilagen nach Originalen von Waldemar Eckertz. Preis M. 2.50

Prospekt über das Gesamtwerk des Dichters steht zur Verfügung

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

WEIHNACHTS-NEUERSCHEINUNGEN

Johannes Buchholtz / Susanne

Roman. 444 Seiten 8°. Geheftet RM 4.–, in Leinen RM 6.–

Wir erleben in diesem neuen Roman das Reifen einer Mädchenseele von köstlicher Anmut und Frische, in der altes und modernes Empfinden sich vermischen und miteinander kämpfen. Es ist eine Freude zu sehen, wie diese Susanne sich langsam aus ihren kleinbürgerlichen Verhältnissen losringt, wie sie mit der „großen Welt" und dann mit der harten Fremde zusammenstößt, wie aber schon der Zauber ihrer Erscheinung ihr den Weg ins Freie erleichtert. Sie hat gewiß keine sehr ungewöhnlichen Eigenschaften, aber gerade in ihrer vom Dichter so meisterhaft geschilderten Alltäglichkeit wird sie zu einer für jeden Leser unvergeßlichen Gestalt. Hier ist ein Erzähler ersten Ranges, voll überlegener Menschenkenntnis und von einem heute sehr seltenen Humor. Man ist beim Lesen so angenehm gefangen, daß man alle Sorgen vergißt. Was aber wünscht man sich heutzutag zuweilen sehnlicher als dies?

Johan Bojer / Der Verstrickte

Erzählungen. 223 Seiten 8°. Geheftet RM 3.60, in Leinen RM 4.80

Die Titelnovelle „Der Verstrickte" zeigt uns den in seine Hoffnung auf Genugtuung, in seine Angst vor der Welt, in seine Träume von Erfolg und Wiedergutmachung eingesponnenen Menschen. Diese Novelle ist gradlinig, unentrinnbar, tragisch und in ihrer abgründigen Einfachheit groß. Es handelt sich bei diesem Band um eine Auswahl des Besten und Bezeichnendsten unter Bojers Erzählungen, darum müßte man eigentlich eine jede dieser neun Novellen besonders hervorheben: in ihrer Art ist jede einzelne ein Meisterstück, und jede zeigt uns Bojer von einer anderen für ihn besonders charakteristischen Seite. Diese neuen Erzählungen des großen Dichters sind kleine Welten, die alles in sich beherbergen, was die große Welt unmittelbar dem Menschen gibt, mitgibt oder in den Weg legt.

Mikkjel Fönhus / Die Löwen am Kilimatui

184 Seiten 8°. Geheftet RM 3.60, in Leinen RM 4.80

Fönhus' Schilderungen der norwegischen Wildnis sind klassische Werke geworden. Nun überrascht er uns mit dieser Erzählung aus dem ehemaligen deutschen Ostafrika, dessen unendliche Landschaft und heißes Leben er inzwischen in langem Aufenthalt mit seinem genialen Naturinstinkt durchdrungen hat. Den Höhepunkt des Buches bietet das Kapitel „Wenn der König der Tiere stirbt", die wirklich atemraubende Schilderung einer Löwenjagd, die in ständigem Wechsel vom Tier und vom Menschen aus erlebt, nahe an die Katastrophe heranführt, bis im letzten Moment der „wie ein gelber Teufel aus der Hölle" heranrasende Löwe von der Kugel des Jägers tödlich getroffen wird. Nicht nur die alten Freunde des Dichters werden diesen neuen Band begrüßen, sondern überhaupt alle Tier-, Natur- und Jagdfreunde, alle für eine spannende Lektüre empfänglichen Leser, und nicht zuletzt werden die vielen Besucher der großen Afrika-Filme, die jetzt gezeigt werden, ihre Eindrücke durch dieses Buch noch steigern und vertiefen können.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MÜNCHEN